



Renate Krüger

Die stumme Braut

HINSTORFF

Renate Krüger

Die stumme Braut

Erzählung

Hinstorff Verlag Rostock 2001

I.

Die Mantelfrau

Mit der Morgendämmerung stellte sich auch ihre Angst wieder ein. Die Kälte der Nacht verband sich mit dem Heulen der Wölfe, dem schleichenden Schnüffeln des anderen Raubgetiers und den zerfetzten Wolken, die über den Mond jagten. An all das konnte sie sich gewöhnen. Manchmal wurde es still und friedlich; sie konnte einschlafen, und ihr Atem ging ruhig. Über kühne Traumbrücken tänzelte sie in ein Leben zurück, das ihr nicht mehr gehörte. Dann rollte sie sich zu einer Kugel zusammen und blieb im Innern warm, überzeugt davon, daß die Wärme von dem Buch ausging, das sie in einem Lederbeutel unter dem Hemd trug und das auf ihrem Herzen ruhte. Oder war das Buch ihr Herz?

Doch sobald der Horizont grau wurde, schien das Buch zu ermüden und half nicht mehr gegen Angst und Hunger. Ein paar Wurzeln, eine Handvoll Beeren - das machte ja auch nicht satt.

Manchmal fand sie eine Erdhöhle, in der sie sich verbergen und den allzu hellen Tag vorübergehen lassen konnte. Oder einen verlassenen Stall, in dem sie auf die Dunkelheit wartete, von Angst und Durst gepeinigt. Hunger war zu ertragen, aber Durst machte rasend. Fand sie eine Quelle oder einen klaren Wasserlauf, trank sie soviel in sich hinein, daß sie ganz davon durchströmt wurde und sich neu belebt fühlte. Sie hob die Arme, atmete tief und langsam und schmiegte sich dann in immer neuen

Bewegungen an die Erde.

Schwerfällig schob sich eine Gruppe von etwa hundert Personen gegen die Strahlen der untergehenden Sonne auf Pferden, rumpelnden Planwagen und zu Fuß dem nächsten Rastplatz entgegen. Die zehnte Tagereise ging zu Ende, und das Ziel war ein kleines Stück näher gerückt. Am Ende der ausgemalmten Straße tauchte ein gedrungener spitzer Kirchturm auf - das Tagesziel war erreicht. Glockengeläut versetzte die abendliche Stille in Schwingungen; man hatte im Dorf den Pilgerzug gesehen und hieß ihn nach altem Brauch willkommen.

Die drei Anführer brachten ihre Pferde zum Stehen, strichen Kleider und Haar glatt und rollten die Banner aus, hinter denen sie fast ganz verschwanden. Auf dem mittleren prangte die Jungfrau Maria mit dem Kinde im züngelnden Strahlenkranz. Sie wurde flankiert vom heiligen Ritter Georg, der den Drachen niederstach, und dem heiligen Apostel Jakobus, zu dessen Grab im fernen Spanien sie unterwegs waren. Der mittlere Bannerträger war der einzige, der des Weges kundig war, der Antonitermönch Peter Kleinvogt.

Die Pilgergruppe glich eine kleinen reisenden Stadt, in der Recht und Gesetze herrschten, Ämter und Dienste geregelt waren, in der es sogar Gerichtsbarkeit gab. Man brach von einer Jakobskirche mit dem Ziel der nächsten Jakobskirche auf. St.Jakobus war allgegenwärtig; indem man ihn verließ, näherte man sich ihm bereits wieder. Man mußte nur achtgeben, daß man die anderen Heiligen nicht allzusehr vernachlässigte. Möglicherweise wurden sie eifersüchtig und rächten sich für die erfahrene Zurücksetzung. Nur gut, daß auch die Banner des heiligen Ritters Georg und der allerseligsten Jungfrau Maria vorangetragen wurden!

Ein besonders stattliches Bild gab der Georgsträger ab, der Kaufherr und Schiffseigner Jürgen Kruse, der sich mit dieser Pilgerfahrt den Meisterstuhl der Bauhütte an der großmächtigen St.Georgenkirche zu Wismar verdienen wollte. Er sei zwar reich, sagten die anderen Mitglieder dieses einflußreichen, aber sehr verborgenen Zirkels, er besitze ein Haus mit vier Schornsteinen und habe viele Ämter inne, aber es fehle ihm noch an einem geheimen, verborgenen Wissen, um den Vorsitz der Bauhütte einnehmen und sie zur einstigen Größe zurückführen zu können.

Die anderen Mitglieder wußten zwar auch nicht, worin dieses Wissen bestehen könnte und was es mit der einstigen Größe auf sich hätte. Sie hatten solche Reden und die dazugehörigen Mienen auch schon von ihren Vorgängern übernommen. Über die neue Größe hatte man sehr genaue Vorstellungen. Der Turm mußte endlich vollendet werden! Noch

immer stand er als häßlicher Stumpf da, notdürftig gegen Regen, Schnee und Sturm gesichert.

Bisher hatten die Mitglieder der Bauhütte keinen Erfolg in der Beschaffung von Mitteln gehabt. Man kam an die Geldquellen einfach nicht heran. Ablaßgelder und Legate flossen an St.Georgen vorbei zur Ratskirche St.Marien, und der heilige Ritter Georg blieb ein schwächtiges Männchen, das mit einer zu kurzen Lanze auf einen mageren Drachen einsteigen mußte.

Geheimes Wissen - davon war Jürgen Kruse überzeugt - geheimes Wissen war vor allem die Kenntnis, wie und woher man Geld beschaffen könne... Ein hoher Turm für St.Georgen in Verbindung mit seinem Namen freilich, das wäre schon etwas...

Man verpflichtete Jürgen Kruse zur Pilgerfahrt nach Santiago del Compostela, denn dort - und schon auf dem Weg dorthin - ließ sich zweifellos viel geheimes Wissen erwerben. Kruse hatte zwar keinerlei Vorstellung davon, wie das geschehen könne, aber er ließ sich gern die Pilgerzeichen auf Hut und Kleidung nähen und die Anführerschaft übertragen, denn er liebte große Auftritte und außergewöhnliche Situationen. Und wie sollten die anderen Mitglieder der Bauhütte sein neuerworbenes geheimes Wissen prüfen, wenn ihre Vorstellungen von den alten Geheimbünden auch nur sehr verschwommen waren und sie nicht wußten, was das alles mit den ständigen und teuren Instandhaltungsarbeiten an der Georgenkirche zu tun haben sollte?

So kaufte er sich einen prächtigen Schimmel und

genoß seine Anführerschaft, die er freilich mit dem Maler und Bildschnitzer Henning Schnytker teilen mußte, was ihm durchaus mißfiel. Man konnte dem Farbenreifer nicht ansehen, ob er mit seinen Gedanken ganz vorn oder ganz hinten war. Man mußte vor ihm auf der Hut sein und wußte nicht einmal, warum. Ständig fühlte Jürgen Kruse sich von ihm beobachtet, und wenn er dann genau hinsah, blickte er in ein abwesendes Bücher- und Bildergesicht, dem ein Wismarer Kaufmann völlig gleichgültig war.

Es mißfiel ihm auch, daß er unterwegs nicht, wie erhofft, neue Geschäftsverbindungen knüpfen konnte, denn dazu blieb keine Zeit. Die größten Augenblicke des Tages waren für ihn, wenn er das Banner ausrollen und den Pilgerzug in die nächste Herberge des endlos scheinenden Jakobsweges führen konnte. Dann fühlte er sich wie der leibhaftige heilige Ritter Georg, und er bedauerte nur, daß ihm da kein Drache in den Weg kroch und besiegt werden wollte.

Der Erwerb von geheimem Wissen war aber nicht der einzige und auch nicht der eigentliche Grund, der Jürgen Kruse zur Pilgerfahrt nach Santiago del Compostela verpflichtete. Man hatte ihm nämlich Fürkauf nachgewiesen und zum Vorwurf gemacht. Er hatte Salz billig erworben und solange eingelagert, bis ein großer Mangel entstand und die Fischer und Schlachter ein Vielfaches von dem bezahlen mußten, was sie zu normalen Zeiten auf den Tisch legten. Sie wehrten sich und zeigten Jürgen Kruse beim Rat an. Der wußte bei der Gerichtsverhandlung den Vorwurf zwar zu entkräften, - die

Preisspanne sei schließlich der Gewinn jedes ehrenwerten Kaufmanns - , aber es fiel doch wie ein weißer Frost auf Kruses blondgekräuselttes Haar. Das Gelübde zur Pilgerfahrt wirkte jedoch auch hier Wunder, und die Strafe fiel gering aus und betrug nur einen Bruchteil des Spekulationsgewinnes.

Der Pilgerzug näherte sich einem Jakobsort. Die Priester legten ihren Ornat an und setzten das große Rauchfaß in Bewegung. Die Beginen stiegen von ihren Pferden und lösten den Rosenkranz vom Gürtel. Aus dem hinteren Teil des Zuges klang das alte Wallfahrerlied mächtig auf: „In Gottes Namen fahren wir...“

Auch die Begine Doortje van der Gheenst stimmte ein, während sie die Plane des Wagens ein wenig aufrollte, um hinauszuschauen. Sie konnte nicht im Zuge mitgehen, denn sie fühlte sich schwach und hilflos, und die Beine wollten nicht gehorchen. Nun lag sie auf einem der beiden Proviantwagen zwischen Brotfladen, Wasserschläuchen, getrockneten Pflaumen und Birnen, Weinflaschen und Kräuteressenzen und erhoffte sich Heilung schon auf dem Weg zu Sankt Jakob.

Das Unterwegssein tat Doortje wohl, obgleich ihr Körper gegen das Rumpeln und Holpern anschrill. Das Bild hinter der Wagenplane veränderte sich ständig: Bäume, Felder, Hügel, Kirchtürme, ein weiter Himmel, über den vielgestaltige Wolken segelten, Häuser, Vogelschwärme, Schweine, die in

Pfützen wühlten, Hunde, die mit dem Schwanz wedelten oder wütend kläfften.

Jeder Blick fing etwas anderes ein. Oft spürte Doortje das unzählbare Verlangen, in die Hütten und Häuser am Wegrand einzutreten und sich umzuschauen, sich den Bewohnern verständlich zu machen, den Frauen beim Wassertragen zu helfen, den Kindern über das Haar zu streichen, die Blumen zu bewundern, von der Suppe zu kosten, das neugeborene Kälbchen zu begrüßen. Doch sie mußte liegenbleiben und darauf warten, daß ihr jemand die steifen schmerzenden Glieder bewegte.

Die Dorfbewohner ließen es sich nicht nehmen, die Jakobspilger in feierlicher Prozession einzuholen, überzeugt davon, daß alle Nöte und Bedrängnisse bei ihnen wohl aufgehoben waren und an das Apostelgrab mitgenommen wurden. Sankt Jakobus selbst begrüßte, von vier Männern getragen, unter einem goldgestickten Baldachin seine Bittstellerschar, umgeben von Priestern und Ministranten, gefolgt von vielen Neugierigen.

Die Anführer des Pilgerzuges senkten ihre Banner vor dem hölzernen Standbild, das Rauchfaß entsandte dichte duftende Schwaden, und das Wallfahrerlied steigerte sich zu immer größerer Lautstärke. Die Dorfpriester segneten die Wallfahrer, und die Priester unter den Wallfahrern segneten die Dorfbewohner.

Auf dem Dorfanger brannten die Nachtfeuer. Man bot Brot, Käse und Wurst zum Verkauf an, desgleichen Heu für die Pferde. Wasser wurde umsonst

gereicht. Die Wagen stellte man hinter der Kirche in einer Erdmulde ab, und die Wallfahrer lagerten sich um den Dorfbrunnen, wuschen ihre Kleider und sich selbst, sättigten sich, und manche sanken gleich zur Seite und schliefen ein.

Die Begine Doortje van der Gheenst wartete in ihrem Planwagen, daß eine ihrer Mitschwestern käme, um sie zu reinigen und für die Nacht vorzubereiten. Man mußte sie wieder einmal vergessen haben. Oder ließ man sie absichtlich ohne Pflege? Wollte man sich ihrer entledigen? Auch am Vortag hatte man sie lange warten lassen, und sie war doch auch in den kleinen Dingen des Alltags ganz auf andere angewiesen, brauchte Hilfe, um ihre Notdurft zu verrichten und sich bequem lagern zu können. Zwar waren die Lebensmittel in erreichbarer Nähe, aber ihre Glieder schmerzten, und sie hätte sich auch gern ein wenig unterhalten.

Doortje wurde von Angst befallen und fürchtete, das Ziel nicht erreichen zu können. Das Wallfahrtsgeübde würde sie zwar erfüllen, auch wenn sie unterwegs starb, aber die Heilung... Tränen brachen auf und rollten über das Gesicht. Nein, schrie es in ihr, nein - ich will nicht sterben..! Noch nicht. Ich bin noch nicht soweit. Heiliger Jakobus, laß mich doch wenigstens noch in Santiago ankommen, dort soll Gott über mich entscheiden. Aber bis dahin...

Über solchen trüben Gedanken glitt Doortje in einen leichten Schlaf, der ihr reich gedeckte Tische und bereitwillig helfende Hände vorgaukelte. Sie wachte auf, als endlich jemand in den Wagen kam; man hatte sie also doch nicht ganz vergessen. Das

konnte nur Birgitta sein. Sie würde es doch bis zum Jakobsgrab schaffen. Sankt Jakob würde sie retten, und das Leben konnte neu beginnen.

„Birgitta! Dem Himmel sei Dank, daß du doch noch gekommen bist! Was hast Du mir Schönes mitgebracht?“

Weshalb antwortete Birgitta nicht? War sie schon wieder verschwunden?

„Birgitta! Ich bin wach, ich schlafe nicht!“

Leises aufgeregtes Atmen war zu hören, und Doortje glaubte den Schatten einer Hand zu sehen.

„Hilf mir doch, Birgitta, um des heiligen Jakobus willen! Ich habe große Schmerzen... Und auch sonst...“

Draußen wurden Stimmen hörbar. „Hierher muß er gelaufen sein! Schnell, bringt eine Fackel!“

Nun war die Gestalt ganz nahe, es war nicht Birgitta! Doortje bekam vor Angst kein Wort mehr heraus. Ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder! Sie spürte, wie jemand ihre Hand nahm, aber nicht rauh und hart, sondern zart und behutsam, fast kindlich. Und es mußte eine kleine Hand sein. Nun drückte die unsichtbare Gestalt ihre Stirn in Doortjes Handfläche, eine schmale schweißnasse Stirn.

„Wer bist du?“ flüsterte Doortje. „was willst du?“

Ein Kuß wurde auf ihre Hand gedrückt, nicht begehrlieh fordernd, sondern ängstlich und kindlich flehend. Die Angst, die von dieser Gestalt ausging, griff Doortje ans Herz. Die kleine Hand ertastete in

der Dunkelheit den rauhen Beginenmantel, in den sich Doortje gehüllt hatte. Die Begine spürte, wie sich die Gestalt einen Mantelzipfel über den Kopf zog.

„Wer bist du?“ flüsterte Doortje noch einmal, „so sprich doch! Verstehst du mich denn nicht?“

Nun wurde der Wächter an der Plane sichtbar.

„Wo ist Birgitta?“ rief Doortje ihm entgegen. „Weshalb kommt sie nicht?“

„Du bist im Wagen, Frau Doortje? Hast du einen Dieb gesehen?“

„Einen Dieb? Nein! Doch nun hole mir Birgitta!“

„Ich werde sie nicht wecken. Und wenn du etwas von einem Dieb spürst, dann schrei!“

Der Wächter entfernte sich beruhigt, um den Knecht zu wecken, der ihn ablösen sollte. Vielleicht würde noch ein Spielchen herausspringen; beide spielten für ihr Leben gern.

Doortje wandte sich wieder der geheimnisvollen Gestalt zu.

„So, du siehst, mein Mantel hat dir geholfen! Aber nun hilf mir auch und gib dich zu erkennen! Bist du alt oder jung, kommst du aus Angst oder in böser Absicht?“

Keine Antwort. Doortje spürte nur, wie ihre Hand gestreichelt wurde und die Gestalt sich tief herabbeugte, um immer wieder diese Hand zu küssen.

„So, nun laß das. Ich glaube dir, daß du mich nicht umbringen willst. Was willst du also... Hast du Hun-

ger? Mußt du dich verstecken?“

Sie murmelte diese Fragen vor sich hin, als wisse sie, daß die Gestalt mit der kleinen Hand und der schmalen Stirn sie nicht verstand. Sie langte hinter sich und fand ein Stück Brot, sie tastete damit nach der Gestalt, das Brot wurde ihr aus der Hand genommen und eilig gegessen... Doortje fingerte nach dem nächsten Stück Brot, dann nach dem Wasserschlauch, und sie ertastete sogar ein Säckchen mit getrockneten Pflaumen. Alles verschwand wieder in der Dunkelheit, doch kein Ton wurde laut, kein Dank, keine Klage, nichts.

Der Mond ging auf, und Doortje hatte für einen Augenblick die Vorstellung einer schlanken knabenhaften Gestalt, von der keine Bedrohung ausging. Eine verirrte Nachterscheinung, die nach einer Höhle suchte, um sich zu verbergen. Ein Kind, das eine Mutter brauchte.

„Leg dich hin und schlafe. Morgen werden wir weiter sehen....“

An den regelmäßigen ruhigen Atemzügen hörte Doortje nach einer kleinen, daß das seltsame Wesen eingeschlafen war. Es fühlte sich also sicher. Als die Vögel erwachten und der Morgendämmerung entgegensangen, fiel auch die Begine in einen kurzen tiefen Schlaf.

Am Morgen fand sich Doortje van der Gheenst allein auf dem Wagen; die nächtliche Gestalt war verschwunden. Neben dem Wagen standen Rehe und taten sich am frischen Grün gütlich. Voller Pracht und Schönheit ging die Sonne auf, doch

Doortje war fast ein wenig enttäuscht. Dann wieder kam es ihr vor, als habe sie geträumt. Aber sie hatte doch Angst gehabt, das Herz hatte ihr bis zum Hals geschlagen!

Während sie gewaschen, gereinigt und in die Kirche getragen wurde, dachte sie ununterbrochen an die ungewöhnliche stumme Begegnung im Dunklen. Sie empfand nicht nur Dankbarkeit darüber, daß ihr nichts Böses zugestoßen war, nein, sie war von einer unerklärlichen Sehnsucht ergriffen, von einem Gefühl, das sie längst vergessen glaubte.

Als die Priester den Pilgersegen für die heutige Wegstrecke erteilten, war sie nur halb dabei. Ob der Segen auch das unbekannte stumme Wesen erreichte und begleitete? Ohne recht zu wissen, was sie tat, legte sie Brot und getrocknetes Fleisch zurecht, den Wasserschlauch daneben und erwartete ungeduldig den Abend.

An diesem Tag spähte sie nicht oft unter der Plane auf den Weg, sondern drehte immer wieder ihre Sanduhr um. Am Abend bat sie die Begine Birgitta, sich zu beeilen, sie sei heute besonders müde. Birgitta war es zufrieden, dann brauchte sie wenigstens kein schlechtes Gewissen zu haben, daß sie sich nur so kurz mit Doortje beschäftigte und schnell ihrem eigenen Nachtlager zustrebte.

Doortje lag in ihrem Planwagen am Waldrand hellwach und lauschte mit allen ihren Kräften. Es wurde ihr zu Gewißheit: das stumme Wesen würde kommen. Und es kam... Es war also dem Pilgerzug gefolgt.

„Komm, verirrter Nachtmar, iß und trink und ruh dich aus, du wirst es nötig haben.“

Es huschte durch das stockfinstere Wageninnere, die Gestalt rollte sich neben Doortje zusammen und ließ sich sättigen. Doortje fühlte einen kurzgeschoorenen Kopf, also ein entlaufener Gefangener, der begriffen hatte, daß ein Pilgerzug Zuflucht bot.

Doortje tastete weiter, das Recht mußte sie sich schließlich nehmen, und sie traute ihren Händen nicht. Doortje spürte es warm und rund und weich unter ihren Fingern: die Gestalt war eine Frau! Und sie gab sich auch bereitwillig als Frau zu erkennen. Eine sehr junge Frau, fast noch ein Kind.

Eine Hure, die sich in den Pilgerzug einschleichen wollte? Doortje verwarf diesen Gedanken gleich wieder. Eine Hure würde wohl anders vorgehen. Und warum sprach sie nicht? Doortje tastete nach dem Mund der Fremden und spürte, wie er sich heftig bewegte, aber keinen Laut herausließ. Eine Stumme? Die Fremde schmiegte sich in Doortjes Hand. Bald danach wurden wieder die ruhigen Atemzüge hörbar, die junge Frau war eingeschlafen. Am nächsten Morgen fand sich Doortje wieder allein auf dem Wagen.

„Fühlst du dich nicht wohl, Doortje?“ fragte Birgitta, während sie die Kranke für den neuen Tag zurüstete. „Hast du Schmerzen? Du bist so still und gar nicht richtig bei uns. Kann ich dir helfen?“

„Nein, nein, mir geht es gut, sogar besser als sonst. Ich bin nur ein wenig nachdenklich. und das geziemt sich ja auch für eine Pilgerfahrt.“

Birgitta war beruhigt und erleichtert, daß sie nicht noch mehr Zeit für Doortje aufwenden mußte.

„Sind neue Pilger zu unserem Zug gestoßen?“ fragte Doortje.

„Nein. Warum fragst du?“

„Nur so... Es hätte ja sein können...“

In der nächsten Nacht kam der seltsame Gast atemlos und von Angst getrieben in den Wagen, verfolgt von den Schreien der Wächter.

„Haltet den Dieb! Er ist auf den Proviantwagen gestiegen! Frau Doortje, ist dir etwas geschehen?“

Und schon wurde die Plane auf die Seite gerissen, und im Schein der Fackeln wurde eine knabenhafte Gestalt sichtbar, die sich unter Frau Doortjes Mantel zu verbergen suchte.

„Da ist er! Reißt ihn herunter! Wir haben ihn!“

„Halt!“ rief Doortje van der Gheenst. „Ich breite meinen Mantel über diesen Menschen!“

„Bist du von Sinnen? Über einen Dieb und Räuber? Oder ist dieser da gar dein Liebhaber?“

Und ein andere schrie: „Nun gib uns endlich den Burschen heraus, damit wir Gericht halten und endlich zur Ruhe gehen können!“

„Nein!“ sagte Doortje.

„Dann müssen wir dich samt Mantel und Dieb vom Wagen tragen.“

„Nur zu, ich will sehen, ob das Recht der Faust stärker ist als das Recht des Mantels.“

Vom Mantelrecht wußte Doortje nur vom Hörensa-

gen, und eigentlich stand es lediglich Fürstinnen und besonders vornehmen Frauen zu, Hilfsuchenden unter ihrem Mantel Schutz zu bieten.

Doortje spürte, wie ihr etwas in die Hand gedrückt wurde. Es fühlte sich wie Leder an, aber das war nur eine Hülle für etwas anderes. Schnell ließ sie das flache Päckchen in ihrer Tasche verschwinden. Dann wurde ihr der Mantel von der Schulter gezogen und mitsamt der darunter verborgenen Gestalt vom Wagen gehoben.

Doortje selbst wurde von kräftigen Fäusten gepackt und hinterhergeschoben. Ihre Empörung über dieses ungehobelte Verhalten war groß, aber ihre Neugier auf diese Nachgestalt noch größer. Fast alle Pilger waren auf den Beinen. Frau Doortje hat einen Liebhaber auf ihrem Wagen! Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und die Angst vor Dieben und Räubern trat dahinter zurück.

Am Feuer stand Henning Schnytker, dem der Schiedsspruch in der Pilgergemeinde anvertraut war.

Die Wächter legten Frau Doortje vor ihm auf die Erde, das Mantelpaket daneben, und dann begannen sie mit ihrer Anschuldigung. Ein Dieb werde von der Begine geschützt! Die Schuld falle also auf die Mantelträgerin. Man müsse untersuchen, ob gar Unzucht vorliege und die Strafe des Himmels die ganze Pilgerschar treffen werde.

„Nichts für ungut, Frau Doortje“, begann Schnytker, „du bist mir und den anderen gut bekannt, aber das Recht verlangt, daß du deinen Namen und deinen

Stand bekannt gibst.“

„Nichts für ungut, Henning Schnytker, wenn ich dir und den anderen so gut bekannt bin, dann werdet ihr wissen, daß ich Dorothea van der Gheenst bin, Witwe des ehrenwerten Jan van der Gheenst, Maler und Werkstattbesitzer aus Brügge, der Schönen, Gott erbarme sich seiner Seele.“

„Kannst du beweisen, daß du diesen Mann nicht um niedriger Beweggründe willen begünstigt und geschützt hast?“

„Ich kann es. Sehr ihn euch doch einmal genau an, diesen - Mann!“

„Heda, steh auf und zeig dich.“

Die Gestalt unter dem Mantel rührte sich nicht.

Schnytker zog den Mantel weg und fand die Gestalt zusammengerollt liegen, das Gesicht nach unten auf die Hände gepreßt.

„Steh auf, sage ich dir, ich habe die Gewalt.“

Die Gestalt rührte sich nicht. Schnytker beugte sich nieder und versuchte die Hände vom Gesicht zu ziehen, ohne Erfolg. Sofort waren zwei Männer zur Stelle und rissen die Gestalt hoch. So wie Doortje erging es nun den meisten: sie waren betroffen von soviel Schönheit.

Im Licht der Fackeln sah Doortje zum erstenmal das Gesicht des nächtlichen Wesens. Übergroße schwarze Augen mit weitgespannten feinen Brauen und langen Wimpern, ebenmäßige sehr zarte Züge, über denen eine tiefe Trauer lag, kurzes dichtes schwarzes Haar. Schmale weiße Hände mit langen Fingern. Eingehüllt war die sehr große Gestalt in

zerlumpte Männerkleider von ungewöhnlichem Zuschnitt, die einstmals reich und prächtig gewesen sein mußten, mit Gold- und Silberfäden gestickt, mit farbiger Seide gefüttert. Die Füße waren bloß und zerschunden.

„Wer bist du, wie heißt du?“

Um die Pause nicht noch zu verlängern, sagte Doortje: „Das habe ich auch schon einige Male gefragt. Und damit ihr es gleich wißt: das ist eine Frau.“

Eine Frau... Das war unfaßbar. Und so schön und geheimnisvoll, als sei sie nicht von dieser Welt. Man zündete noch mehr Fackeln an, um sie besser sehen zu können. Die Flammen züngelten und warfen ein flackerndes Feuerspiel auf die hoch aufgerichtete Frau, die die Augen geschlossen und die Lippen fest aufeinandergepreßt hatte. Schnytker schlug vor Verwirrung die Augen nieder, diese seltsame Schönheit brachte seine Sinne durcheinander.

„Und wie kommt sie auf deinen Wagen?“

„Ganz einfach, sie ist heraufgestiegen und war da. Ich weiß auch nicht warum, aber jedenfalls wurde sie uns geschickt, und Sankt Jakob wird es uns lohnen, wenn wir uns ihrer annehmen.“

Schnytker atmete auf.

„Holt auch die anderen Anführer, dies ist mehr als ein Schiedsspruch. Auch sie sollen ihre Meinung sagen.“

Der Mönch vom Tönnieshof hatte einen leichten Schlaf, er war schnell zu Stelle und hatte eine

schnelle Antwort.

„Ein Pilgerzug ist wie ein wanderndes Hospital, kein Mühseliger und Beladener, kein Kranker und Leidender sollte abgewiesen werden.“

Jürgen Kruse war anderer Meinung.

„Wegen einer solchen Dahergelaufenen werden wir nun aus dem Schlaf gerissen... Auch Mühselige und Beladene kosten Geld. Hat sie welches bei sich? Vielleicht ist sie von einer ansteckenden Krankheit befallen.“

„Ich habe eure Meinungen gehört und werde entscheiden“ sagte Schnytker. „Frau Doortje wird sich der Fremden annehmen und ist für sie und ihr Tun verantwortlich. Niemand soll von uns sagen, daß wir das Mantelrecht mißachten. Willst du bei uns bleiben, Fremde?“

Die junge Frau spürte, daß diese Frage ihr galt, sie öffnete die Augen und blickte in wilder Angst um sich.

„Mir scheint, sie kann nicht sprechen“, sagte Doortje. „Seht ihr nicht, daß sie von edlem Geblüt ist? Sie hat eine Botschaft für uns.“

Schnytker konnte seine Augen nicht von dieser Gestalt lösen. Verschwommene Erinnerungen stiegen in ihm auf; er hatte Mühe, ihnen auf die Spur zu kommen. Diese Gestalt war wie ein Gruß aus einer unendlich schönen und reichen Welt, und er spürte eine wilde Sehnsucht, in diese Welt einzukehren. Seltene Pflanzen. Düfte. Fremdartige Klänge. Das Rauschen eines strahlend blauen Meeres.

Doortje van der Gheenst fiel störend in seine Träume.

„Du bist mein Zeuge, Meister Schnytker! Ich verlange, daß sich der Wächter wegen seiner üblen Verleumdung bei mir entschuldigt, denn er hat meine Ehre verletzt.“

Die Fackeln waren heruntergebrannt und verbreiteten nur noch einen rötlichen Schein, die geheimnisvolle Gestalt stand im Dunklen.

„Morgen, Frau Doortje, morgen... Nimm die Fremde mit dir, Gott wird uns zeigen, wen er uns da geschickt hat,“ sagte Schnytker. Eine Hexe? Eine Zigeunerin? War sie etwa krank und ausgestoßen? Hatte sie eine von diesen schrecklichen neuen Krankheiten, vor denen sich alle Welt fürchtete?

Die aufgeloderte Stimmung war erloschen, selbst die Neugierigsten konnten sich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten. Die Anstrengungen des vergangenen Tages waren noch nicht einmal vergessen, und schon erwachte der nächste Tag mit neuer Mühsal.

„Tragt mich in den Wagen zurück“, sagte Doortje, „es ist jetzt alles gesagt.“

Die hat es gut, dachten die Träger, die kann sich fahren lassen.

Wie weit ist es mit mir nur gekommen, sann Doortje in sich hinein. Da liege ich vor einem jungen Mann im Staub und bitte um das Leben einer Fremden...

Auch dem Mönch Peter Kleinvogt, dem Vorsteher

des Antoniterklosters Tempzin, das weit und breit unter dem Namen Tönnieshof bekannt war, ging das Bild der Fremden nicht aus dem Sinn. Er wußte, daß auch um seine Person etwas Geheimnisvolles lebte, daß man ihn nicht so recht einzuordnen wußte - war er nun ein Priester oder ein Arzt, ein Heiliger oder ein Zauberer? Und so erging es ihm nun mit der Fremden. Zweifellos war sie etwas Besonderes, doch war es gut oder böse?

Frau Doortje stammte aus einem wohlhabenden Elternhaus in der Stadt Brügge, die man allenthalben die Schöne nannte. Ihr Großvater hatte seinen Reichtum mit dem Handel von Spitzen und Bordüren erworben und ihr Vater das Vermögen kräftig vermehrt.

Schon als Kind äußerte Doortje Wünsche und Gelüste, über die sich alle Welt wunderte, die einen mit Staunen und Respekt, die anderen mit Bedenken und Zweifel: das war doch nichts für ein Mädchen! Doortje kannte nämlich kein größeres Vergnügen, als ihr Schreibtäfelchen und die Wände ringsum mit Kritzeleien zu bedecken, aus denen sich zur Überraschung der Umstehenden bald erkennbare Formen entwickelten, Pflanzen, Häuser, Tiere, Menschen. Alles, was Doortje vor die Augen kam, floß durch ihre Hände auf irgendeine Fläche, oftmals sehr zum Mißfallen der Eltern. Was hatte die Gestalt eines Reiters auf einer Schranktür zu suchen? Wie kam das Kind dazu, Blumen auf die weißge-

kalkte Wand seines Schlafkämmerchens zu malen?

Es war, als sei das Mädchen besessen. Seit es auf die Bilder gekommen war, wurde es nicht müde, sich alle Farben und Formen, denen es begegnete, fest einzuprägen. Doortje wurde zu einer Meisterin im Beobachten. Sie blickte aufmerksam hin, sah etwas, schloß die Augen, stellte sich das Bild vor, öffnete die Augen wieder, verglich ihr inneres Bild mit der Wirklichkeit und freute sich, wenn beides übereinstimmte.

Dieses Beobachten und Erschauen war für sie die schönste Kurzweil. Woher sie das nur hat? wunderte sich die Mutter. Die Besessenheit steigerte sich noch, als Doortje in eine Malerwerkstatt mitgenommen wurde, wo der Vater ein Dorotheen-Altärchen in Auftrag gab, das er in die Kapelle der Spitzenhändler stiften wollte. Zuerst stand das Kind überrascht und erstaunt da, dann kam mit der Neugier auch der Mut. Auch die Erwachsenen trieben solche Spiele! Und sie gaben sich nicht mit Wänden und Schränken zufrieden, sondern stellten eigens kleine und große Malflächen her, präparierten sie mit Kreide und Leim und umgaben sie mit geschnitztem Schmuck.

Fortan sann Doortje Tag und Nacht darüber nach, wie sie Zutritt in die Malerwerkstatt finden könnte. Einige Male konnte sie den Vater begleiten, der das Entstehen seines frommen Bildes miterleben wollte. Da er stolz auf die Wißbegierde seiner Tochter war, hatte er nichts dagegen, daß sich die Besuche in der Werkstatt meist sehr in die Länge zogen. Doortje kam darauf, daß sie auch allein das Maler-

haus aufsuchen konnte, wenn sie dort etwas vergessen hatte, und sie vergaß oder verlor meist etwas: ihr Haarband, ihr Spizentüchlein, ja sogar ihren Schuh.

Die Mutter schüttelte zwar den Kopf, sah aber nicht ohne Wohlgefallen, wie Doortje sich so selbstständig und zielsicher durch die Straßen der schönen Stadt Brügge bewegte. In der Malerwerkstatt freute man sich über das lebendige Kind und gewöhnte sich an seine Besuche, und der Lehrjunge Jan hatte nichts dagegen, daß Doortje an seinen Mal- und Zeichenübungen teilnahm, seine Figuren nachstrichelte, und die Festigkeit seines Kreidegrundes prüfte. Jan lobte die Geschicklichkeit und Ausdauer des Kindes und wurde dabei selbst geduldiger, beharrlicher und gründlicher im Umgang mit Stift und Farbe.

Bald trat Doortje so selbstbewußt und sicher in der Malerwerkstatt auf, als gehöre ihr das alles oder wenigstens ihrem Vater, als sei sie dort zu Hause. Als sie wahrnahm, daß kaum jemand ihr zu widersprechen wagte, erprobte sie immer neue Formen des Forderns und Befehlens und triumphierte, wenn man tat, was sie wollte. Bald wünschte sie ein eigenes Maltischchen am vorderen Fenster. Und dann ein Klappaltärchen mit ihrer Namenspatronin, der heiligen Dorothea, die Kirschen in ein Körbchen pflücken sollte. Der Geselle Jan van der Gheenst malte ihr in den späten Abendstunden das Altärchen. Danach stand ihr der Sinn nach einem Körbchen mit echten Kirschen. Jan besorgte es.

Den nehme ich mir zum Mann, beschloß Doortje.

Aber das sagte sie nicht laut, denn natürlich mußte es so aussehen, als werde sie zur Frau genommen.

Die Gesellen und der Meister lächelten über die Malschule, und als aus Jan und Doortje später wirklich ein Paar wurde, lächelten sie noch immer und meinten, es hätte ja so kommen müssen.

Doortjes Heirat mit dem Maler und späteren Werkstattbesitzer Jan van der Gheenst galt eigentlich nicht als standesgemäß, die Ehe aber war glücklich, obgleich sie kinderlos blieb. Jan hatte mit seiner neugegründeten eigenen Werkstatt wohl auch deshalb soviel Glück, weil die Seele seiner Frau daran beteiligt war.

Auch später verlief fast alles so, wie Doortje es wollte. Jan wurde reich, und sie wollte, daß er noch reicher würde.

„Schicke deine Bilder ins Ostland, bemühe dich um Aufträge, die dortigen Pfeffersäcke zahlen gut.“

So geschah es. Als man mit dem Zahlen zögerte, redete Doortje auf ihren Mann ein, selbst ins Ostland zu ziehen, um das Geld für den großen Altar einzutreiben; dort sollte man die Vlamen kennenlernen! Als Jan nicht zurückkehrte, wurde sie von Gewissensbissen geplagt.

Vor einigen Jahren hatte Frau Doortje es durchgesetzt, mit einem Kaufmannszug gen Osten zu ziehen, um nach dem Grab ihres Mannes zu suchen und das nun ihr zustehende Geld einzutreiben, so sehr ihre Familie sie auch zurückzuhalten versuchte. Sie war nicht ohne Beziehungen in den östlichen

Ländern. Eine Schwester ihres Vaters stand dem Beginenhof in Wismar vor, und ein Vetter lebte als Fraterherr, als gelehrter Schulmönch, in Rostock. Sie wußte also, an wen sie sich wenden konnte.

Die Reise war weit und abenteuerlich, führte jedoch in jeder Hinsicht zum gewünschten Ziel. Man brachte sie in die Wismarer Georgenkirche zum Grab ihres Mannes, der an den Folgen eines Sturzes vom Pferd gestorben war, und der Vorsteher der Bauhütte zahlte ihr ohne Murren das Geld aus. Es war viel mehr, als sie erwartet hatte, und sie legte es in den Geldkasten des Beginenhofes. Wo könnte es sicherer sein?

In Wismar umgab man sie mit Verehrung und Bewunderung und wurde nicht müde, sie nach dem Leben im reichen Flandern auszufragen. Ob es stimme, daß die schönen Damen in Samt und Seide über die Straßen getragen würden und die reichen Herren auf großen Plätzen ihre goldfunkelnden Schwerter zur Schau stellten?

Immer wieder mußte sie schildern, wie man in Flandern die Hauben trage, welche Ausmaße sie hätten und daß die Schuhe noch viel spitzer seien als hierzulande. Man bat sie um Zeichnungen, und sie erfüllte gern solche Bitten und lächelte, als sie bald danach ihre Skizzen in die Wirklichkeit umgesetzt fand; man fertigte Kleidungsstücke nach ihren Angaben!

Sie hielt sich Singvögel in einem Käfig am Fenster, und in Windeseile verbreitete sich diese Sitte in allen wohlhabenden Häusern, und so mancher Bur-

sche verdiente sich ein zusätzliches Handgeld als Vogelfänger.

Für Wochen war Frau Doortje van der Gheenst aus Flandern Tagesgespräch hinter den roten abgestuften Fassaden, und sie genoß es. Alles fügte sich mühelos ineinander. Das Leben war nicht viel anders als in Brügge, vielleicht etwas weniger reich und prächtig, dafür rauher und windiger, aber Doortje fühlte sich nicht fremd. Sie war gern gesehen und fand Eingang in Familien, Kontore und Werkstätten.

Sie war etwas Besonderes; man bemühte sich um sie, als sei sie ein vornehmer Mann. Daheim war ihr solches Ansehen nicht zuteil geworden. Sie gewöhnte sich einen langsamen gemessenen Gang an, trug ihren Kopf hoch und behielt sich das letzte Wort vor, denn sie kam aus Brügge, dem Sitz der Grafen von Flandern. Selbst die Herzöge von Burgund waren stolz darauf, in der Schönen ein Haus zu besitzen, Nachbarn aller Welt zu sein, selbst der Medicis aus Florenz.... Doch nicht die Fürsten gaben den Ton an, sondern die Bürger, die sich ein Rathaus gebaut hatten, das seinesgleichen suchte. Im Rathhausturm hing nicht nur die Werkglocke, sondern auch die Triumphglocke. Und in seinem Schatten saßen die Besprecher der Zeiten, solche, die alle Geschichten schon kannten und denen man nichts vormachen konnte.

Auch in Wismar klang die Melodie der Schönen, wenn auch leise und verhalten. Auch hier erstreckten sich die schmalen Giebelhäuser weit und tief in das Grundstück hinein, auf dem noch Raum für ei-

nen winzigen Garten sein mußte. In den Warengewölben wurde auch hier mit allem gehandelt, was Menschen irgend brauchen konnten, sogar mit seltenen Gewürzen und feinsten Stoffen, mit Weihrauch und Myrrhe, mit gefährlichem Schwarzpulver und scharf geschliffenen Dolchen.

In den Kontoren fügten sich Zahlen zu freundlichen Figuren und großen Gewinnen zusammen; sie standen für günstig verkaufte Schiffsladungen, billig eingekaufte Fuhrwerkslasten, für den Schweiß der Schnitter und die schmerzenden Glieder der Schiffsleute, und in vielen eisenbeschlagenen Eichenkästen häuften sich schwere Münzen.

In den Malerwerkstätten wurden immer neue Altartafeln gefertigt, dabei war auch in den hiesigen Kirchen und Kapellen kaum noch Raum für neue Altäre, und jeder verborgene Winkel mußte genutzt werden, um noch einen bemalten Schrein aufzunehmen, gestiftet von den Livlandfahrern, den Kleinschmieden, den Gelbgießern. Die reichen Kaufleute aber kauften ihre Bilder in der Ferne und bezahlten dafür ein Vielfaches dessen, was die kleinen Stadtmaler erhielten.

In den Spitälern wurde gebetet, geseufzt und gestorben, und die barmherzigen Frauen, die Beginen, hatten genug damit zu tun, Schmerzen zu lindern und Trost mit der Aussicht auf das himmlische Paradies zu spenden. In den großen Kirchen herrschte vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein geschäftige Frömmigkeit, Weihrauchschwaden stiegen in die dunklen Gewölbe. War eine Kerze heruntergebrannt, wurde sogleich eine neue auf

den eisernen Dorn gesteckt und entzündet, und an den vielen Altären folgte eine Messe der anderen. Vor den zahllosen frommen Bildern murmelte man Litaneien, schloß man Geschäfte ab, stiegen verzweifelte Stoßgebete auf.

Doortje richtete sich mit ihrer eigenen frommen Welt in der Kirche des heiligen Georg, im Hause des Drachentöters, ein und wußte sich somit ihrem Mann nahe.

Mit der Sprache hatte sie anfangs Mühe, aber schließlich verstand sie alles und konnte sich auch mühelos verständlich machen. Es ging dabei meist lustig zu, denn immer wieder wieder mußte sie über die drollige Ausdrucksweise der Nordleute lachen, und auch sie selbst löste Gelächter mit ihrer Sprache aus.

Doch nach einigen Monaten schienen alle Fragen gestellt, alle Antworten gegeben, und Pausen zogen sich durch die Gespräche, zuerst kurze, dann immer längere. Je mehr Doortje dazugehörte, desto geringer wurde das Interesse für sie. Das Ansehen der Weitgereisten verblaßte.

Doortje spürte, wie Fragen rings um sie laut wurden, obgleich niemand sie hörbar stellte. Wie wollte diese Vlāmin mit der lustigen Sprache gesehen werden? Als reiche Witwe? Das war nichts Besonderes, davon hatte man in der eigenen Stadt genug, und dieser Stand rechtfertigte sich allein durch Werke der Frömmigkeit, von denen alle Welt sprach, mit denen man Eindruck machen konnte. Einen Altar stiften. Einem armen Mann eine Pilger-

fahrt ausrichten. Einer unvermögenden Jungfrau die Aussteuer schenken. Aber nur so da sein, Besuche machen, Gespräche führen und unbeschwert vor sich hinleben...

Doortje ging mit sich zu Rate, ob sie mit dem nächsten Kaufmannszug nach Flandern zurückkehren sollte. Sie fühlte sich täglich weniger wohl im Norden und verließ immer seltener den Beginenhof. Aber in den nächsten Monaten ging kein Warengelicht gen Westen.

Als ihr Vetter, der Fraterherr aus Rostock, zu Besuch kam, erzählte sie ihm von ihrem Unbehagen.

„Was soll ich nur tun, hochwürdiger Vetter?“

„Aber das ist doch ganz einfach, verehrungswürdige Base! Werde eine Begine. In Kürze schon kannst du das Amt der Vorsteherin übernehmen, denn unsere ehrwürdige Tante ist ihm nicht mehr so ganz gewachsen.“

Frau Doortje nickt heftig.

„Du hast recht, hochwürdiger Vetter! Daß ich nicht selbst darauf gekommen bin! Ja, so ist es Gottes Wille. Und ich bin schon sehr gespannt auf die Gesichter ringsum, wenn sie mich als Begine sehen werden.“

Zuerst hab es wirklich erstaunte Mienen. Doch dann wurde auch die Begine Doortje van der Gheenst aus Flandern zu einer Selbstverständlichkeit. Das Beginenwesen war ja aus jenen fernen reichen Landstrichen gekommen, und es war nichts Besonderes, daß Doortje sich zu ihresgleichen gesellte.

So war sie gewissermaßen wieder in die Heimat zurückgekehrt. Sie hatte nun ihren Ort, und kaum jemand redete noch über sie.

Beginnen begegnete man mit geheimer Neugier, aber nicht ohne Mißtrauen. Einerseits waren sie Nonnen, andererseits aber doch nicht. Sie beanspruchten Öffentlichkeit und legten keinen Wert auf Klostermauern. Sie lebten bedürfnislos und besaßen doch Vermögen. Sie unterstützten Arme, pflegten Kranke, kümmerten sich um Verlassene, aber man sagte ihnen auch einen lockeren Umgang mit Männern und hinter vorgehaltener Hand auch widerliche Laster nach. Daß sie Zugang zu teuflischen Künsten und Kräften hätten. Daß sie es sogar untereinander trieben... Frauen mit Frauen... Ihr Hof lag mitten in der Stadt, jedermann konnte hinein, aber zu den hinteren und oberen abgeschlossenen Räumen hatte man doch keinen Zutritt.

Dort lebte nun Frau Doortje und fühlte sich zunächst ganz wohl. Immer seltener dachte sie daran, nach Brügge zurückzukehren. Dort würde ihr wohl auch nur der Beginenhof offenstehen, oder sie müßte den Altgesellen ihres Mannes heiraten. Und der war viele Jahre jünger und würde sie nicht wollen.

Doortje äußere Gestalt ließ keine Rückschlüsse auf ihre Heimatstadt Brügge, die Schöne, zu, denn Doortje war keine Schönheit. Ihr einst strohblondes Haar, das nur wenig unter dem dunklen Beginenschleier hervorsah, wirkte stumpf und verblichen, und die wasserblauen Augen gaben dem rötlichen runden Gesicht, das sich den Konturen

und Schärpen des Lebens mit Erfolg widersetzte, keinen Glanz.

Doortjes Verwandte, die Vorsteherin des Beginenhofes, wurde alt und hinfällig, und wenn sie müde war, redete sie wirres Zeug in der Sprache, wie sie in Flandern auf dem Lande gesprochen wurde und von der Frau Doortje kaum etwas verstand. Nun brauchte die mit vielen menschlichen Gebrechen Erfahrene selbst Pflege und war sehr dankbar, daß sie Doortje um sich hatte, die sich als gute Begleiterin zu dem dunklen Tor erwies, das den Übergang in die andere Welt ermöglichte und das die alte Vorsteherin ruhig und gelassen durchschritt. Man trug sie unter großer Anteilnahme zu Grabe und ließ entsprechend der Höhe des hinterlassenen Legats viele Messen für sie lesen.

Das übrige Vermögen fiel an Doortje: ein Leder-säckchen mit vlämischen Goldstücken, Einkünfte aus drei Mühlen in der Umgebung, Anteile an zwei Schiffen und ein kleiner Wald direkt am Meer. Doortje war zufrieden damit, nun hatte sie doch ihren festen Platz in diesem Land! Als Vorsteherin des Beginenhofes konnte sie ihr Vermögen selbst verwalten und war niemandem Rechenschaft schuldig.

Die Pächter und Bewohner der Mühlen waren sehr zufrieden, daß die neue Besitzerin sich ebenso wenig um sie kümmerte, wie die alte, daß auch sie nicht wissen wollte, was sich in den abgelegenen Mühlengewölben fast Nacht für Nacht abspielte. Sie nahmen es als eine Bestätigung und Erlaubnis, daß gelbe Frauen hier seßhaft geworden waren und

Hausrecht genossen. Zum Liebeslager kroch man in riesige Weinfässer. Die Kundschaft kam von weither. Hier wußten sich die Herren von Stand unbeobachtet. Die Mühlenwirte schwiegen, solange sie ihren Vorteil davon hatten. Wurde eine der gelben Frauen krank, sorgte man für ein dezentes Verschwinden. Am Tage wurde geschlafen und zum Schein ein bißchen Korn gemahlen.

Für die Pacht reichte ein Bruchteil des eingenommenen Geldes. Wenn sie den Pachtzins im Beginenhaus abliefern mußten, stöhnten und klagten sie über die schlechten Zeiten, die einem ehrenwerten Müller schon das Leben sauer machen konnten, und Doortje glaubte ihnen.

Die Familie in Brügge scheute keine Kosten, um Doortje zum Amt der Vorsteherin zu beglückwünschen. Man sei stolz auf sie, und so sei es Gottes Wille. Und Gott möge Doortje auch dort im fernen Norden zum ewigen Leben führen.

Plötzlich fühlte sich Doortje fremd und heimatlos. Man rechnete also in Brügge nicht mehr mit einem Wiedersehen. Aber sie hatte doch auch gar nicht zurückkehren wollen... Doch nun war alles entschieden. Sie würde bis zum Ende ihrer Tage hier bleiben, hier sterben und ihre letzte Ruhestätte bei den Gebeinen ihres Mannes finden. Schon meinte sie zu spüren, wie die kalte Knochenhand des Todes nach ihr griff. Forderte er sie nun schon zum Tanz auf?

Von Bildern des Totentanzes war sie seit frühester Jugend umgeben, aber sie hatte sie nie ernst ge-

nommen. Den Tod ihres Mannes hatte sie nicht selbst miterlebt, sie mußte ihn als unausweichlichen Ratschluß Gottes hinnehmen. Dieses bedrohliche Schleichen aber, das sie immer stärker spürte, war etwas anderes.

Schon morgens nach dem Erwachen fühlte sie sich müde und hätte sich am liebsten tief in ihren Schafspelz verkrochen, um weiterzuschlafen. Aber was wäre das für eine Vorsteherin, die schon in der Frühe den Beginenhof aus dem Blick verlor? So quälte sie sich zur Morgenmesse in die Georgenkirche und mußte sich immer öfter an einen Pfeiler lehnen, um ihre Standfestigkeit zu bewahren. Bald schmerzten Rücken und Schultergelenke von der Kälte des Kirchengesteins, und sie flüchtete sich in die Küche des Beginenhofes, um sich am offenen Feuer aufzuwärmen, über dem schon die geschwärzten Kessel mit Grütze und Rüben hingen. Doch sogleich regten sich Abneigung und Widerwillen gegen diese Speisegerüche, und sie mußte sich beim Frühstück zwingen, wenigstens einige Bissen Brot und ein Schälchen Suppe herunterzubekommen.

Es fiel ihr auch schwer, sich ganz den Gesprächen zuzuwenden, die man mit ihr führen wollte. Da war immer so ein Rauschen in der Ferne, in dem die Worte ihres Gegenübers untergingen. Immer öfter vergaß sie, was ihr gesagt worden war und was sie hatte sagen wollen, und das blieb den anderen nicht lange verborgen. Nun ja, das Alter machte sie bemerkbar... Flüchtig war das menschliche Leben, und vielleicht hatte der Knochenschnitter die Sense schon zur Hand genommen.

Aber Doortje wollte noch nicht niedergemäht werden und wehrte sich. Als ihr geistlicher Vetter aus Rostock wieder einmal zu Besuch kam, um Schulden einzutreiben, schilderte sie ihm ihr Befinden.

„Du hast mir den Rat zum Beginnenleben gegeben. Nun gib mir einen Rat zum Weiterleben.“

“Was sind denn das für Redensarten, ehrwürdige Base! Je schneller du dein Leben hinter dich bringst, desto eher beginnt deine Herrlichkeit.“

„Sind Leben und Herrlichkeit nicht dasselbe, hochwürdigster Fraterherr? Auf welcher Seite stehst du eigentlich? Fraterherr... Bist du Bruder oder Herr?“

Der geistliche Vetter sprang so heftig auf, daß er auf den Saum seines Gewandes trat, wollte zu einer harten Rede ausholen, besann sich aber und sagte: „Es ziemt einer Begine nicht, so viele Fragen zu stellen. Denn Gott hat ein für allemal die Antwort gegeben, und daran ist nicht zu rütteln. Doch willst du Heilung und Leben, dann tritt in den Pilgerstand. Nach Ostern geht eine Wallfahrt von Wismar nach Santiago del Compostela. Ich kann ein gutes Wort für dich einlegen, daß man dich mitnimmt. Geld hast du ja. Wenn der Tod dich auf dem Weg ereilt, führt er dich ohne Umschweife ins Paradies. Gefällt dir mein Rat, ehrwürdige Base?“

„Ich werde darüber nachdenken, hochwürdigster Vetter.“

„Nachdenken - was ist das nun wieder für ein Wort! Gott hat alles zu Ende gedacht, und kein Mensch muß es nachdenken.“

Über diese Bemerkung ärgerte sich Doortje, aber

sie schwieg, und zu ihrer Überraschung merkte sie, wie ihre Müdigkeit verschwunden war. Der Fraterherr verabschiedete sich, ging seiner Wege und ließ Doortje in tiefen Gedanken zurück.

Den Rest der Nacht schlief die Fremde fest und tief zu Doortjes Füßen. Doortje hingegen konnte keine Ruhe finden. Sie fiel zwar dann und wann in einen flachen Schlaf, schreckte aber immer wieder hoch, um nach ihrem Schützling zu sehen. Hatte sich die Fremde wieder davongeschlichen? Oder näherte sich ihr doch jemand in feindseliger Absicht?

Die Fremde erwachte erst, als die Wächter kamen, um Doortje in die Kirche zu tragen. Der eine entschuldigte sich tatsächlich wegen seiner dummen Bemerkung. Sie sei seiner übergroßen Müdigkeit und der allgemeinen Aufregung geschuldet gewesen. Selbstverständlich habe er es so nicht gemeint; jedermann wisse ja, daß Doortje eine tugendhafte Frau sein, die jeden nur möglichen Respekt verdiene.

Doortje wehrte ab. Der Wächter möge darauf achten, daß der Stummen nichts Böses zustoße. Doortje sprach das Wort so aus, wie sie es gewohnt war - de Stomme... Der Wächter nahm das als einen Namen. Irgendwie mußte man ja dieses Wesen benennen, wenn man mit ihm oder von ihm sprach.

Mit großen Augen sah die Stumme, wie Doortje

vom Wagen gehoben wurde und unter den kräftig harten Griffen der Wächter stöhnend das Gesicht verzog, während sie auf die Trage gelegt wurde. Mit einem Satz sprang die Stumme vom Wagen und brachte die Kranke in eine bequemere Lage, glättete die Falten des Gewandes, so daß sie nicht drückten, massierte Hände und Füße, doch die Wächter drängten. „Schnell! Wir müssen uns beeilen...!“ Die Stumme wurde von Angst überfallen - wohin brachte man die Frau, die ihr Gutes erwiesen hatte? Und die ihr Lederbeutelchen an sich trug...

Als die Wächter sich anschickten, die Last hochzuheben, bedeutete die Stumme dem Träger am Kopfende, daß sie selbst diesen Dienst tun wolle, und der Knecht ließ sich nicht lange bitten.

„Das soll eine Frau sein?“ murmelte er. „Die hat Kräfte wie ein Kerl!“

Die Wallfahrer staunten nicht schlecht, als sie sahen, von wem Doortje da getragen wurde.

„Das ist Stomme“, sagte der vordere Träger. „Sie ist eine aus dem Heiligen Land entlaufene Sklavin.“

Das kam ihm zwar nur so in den Sinn, aber es klang glaubwürdig und überzeugend. Was auch nur annähernd mit dem Heiligen Land in Verbindung gebracht werden konnte, galt als wahr.

Die Stumme ließ sich das Gewicht der Kranken nicht anmerken und folgte gehorsam dem vorderen Träger in die düstere kleine Kirche. Vorsichtig setzten sie ihre Last ab, und als die Stumme sah, wie sich das Lederbeutelchen unter dem Gewand der

Begine abzeichnete, huschte der Schimmer eines Lächelns über ihr Gesicht. Es verlieh ihr Sicherheit und Stärke, daß sie zu Häupten der Kranken stehen durfte. Sie hielt die Augen geschlossen und bemühte sich, nur an diese Frau auf der Trage zu denken. Sie kniete nieder, wenn die Umstehenden auf die Knie fielen, und stand auf, wenn sich die anderen aufrichteten. Sie atmete langsam und tief und brachte ihr aufgereggt pochendes Herz zur Ruhe. Was um sie herum geschah, ließ sie nicht in sich hinein. Sie fühlte sich noch immer unter dem Mantel der Begine.

Später hob sie die Trage wieder mit an und setzte sie neben der schnell errichteten Feuerstelle inmitten der anderen Wallfahrer ab. Es gab Brot, und man schöpfte Suppe in die irdenen Näpfe.

„Für Stomme mußt du sorgen“, sagte Jürgen Kruse, der Anführer des Zuges, zu Frau Doortje. „Unsere Vorräte sind genau eingeteilt, sie müssen bis Köln reichen. Erst dort können wir wieder einkaufen.“

Doortje begnügte sich mit einigen Löffeln von der Brotsuppe, mehr konnte sie ohnehin nicht zu sich nehmen. Dann gab sie das fast volle Schüsselchen an die Stumme weiter. Die löffelte das Gebräu aus altem Brot, Salz, Wasser und Schmalz, als sei es das köstlichste Festmahl der Welt. Von dem ihr angebotenen Brot ließ sie kein Krümelchen übrig. Das Fleisch wies sie zurück, sie mußte sich wohl erst wieder an feste Kost gewöhnen.

Nachdem man Schüsseln und Töpfe gereinigt und das Feuer gelöscht hatte, wurde der Pilgersegen

erteilt, und die Wallfahrer ordneten sich zum Weiterziehen. Doortje wurde wieder auf den Wagen gehoben, der Stummen wurde ein Platz neben dem Wagen zugewiesen, von wo aus sie Doortje anschauen konnte.

Doortje versuchte in das Gesicht der Stummen einzudringen, aber es gelang ihr nicht. Die Stumme war nicht gerade abweisend, aber die Räume hinter den schönen Gesichtszügen waren so ungewöhnlich, so fremd, daß sich Doortje darin nicht zurecht fand und unsicher fühlte. Wohl oder übel mußte sie immer wieder schnell den Rückzug antreten. In diesem Gesicht gab es nur Traurigkeit. Der Schmerz in den großen schwarzen Augen war noch größer als die Angst. Aber trotz der Fremdheit war dieses Gesicht auch seltsam vertraut.

Die Stumme schlug die Augen nieder, wenn sie Doortjes Blick auf sich gerichtet fühlte. Erst nach der Mittagsrast hielt sie ihm stand, zuerst nur kurz, dann immer länger. Einmal glaubte Doortje sogar den Anflug eines Lächelns um die Mundwinkel huschen zu sehen. Sie bleibt, dachte sie, sie läuft nicht davon. Sie hat mir ein Unterpfand gegeben, sie ist an das Lederbeutelchen gebunden.

Doortje zog das Beutelchen unter ihrem Gewand hervor und reichte es der Stummen. Die erschrak, streckte Doortje die Handflächen entgegen und schüttelte den Kopf. Doortje machte Anstalten, den Beutel zu öffnen. Die Stumme riß die Arme voller Entsetzen hoch, und Doortje meinte sie schreien zu hören. Die Begine nickte und schob das Beutelchen in die Tasche unter ihrem Gewand zurück, und die

Stumme atmete auf.

Als sie an einem Platz vorbeikamen, auf dem Waren feilgeboten wurden, winkte Doortje einige Händler zu sich heran und ließ sich Schuhe und Frauenkleider zeigen.

„Probiere diese Schuhe an, sie zerreißen nicht so schnell und sind wasserfest, du sollst nicht länger barfuß neben mir herlaufen“, sagte sie zu der Stummen. Als diese verständnislos von einem zum andern blickte, forderte Doortje den Händler auf, der Stummen die Schuhe anzuziehen. Sie paßten. Doortje kaufte ein graues Arbeitskleid, einen braunen Umhang und ein rotes Kopftuch. Jetzt verstand die Stumme, daß das alles ihr gehören sollte. Sie zog das Kleid über die buntprächtigen Lumpen, band sich das Tuch um den Kopf, richtete sich auf und zog die Schultern zurück.

Nun sah sie ähnlich aus wie die Frau auf dem Wagen. Und so ähnlich wie die anderen Frauen, die sie aus sicherer Entfernung beobachtet hatte. Man würde nicht mehr auf sie starren und sie zur Flucht zwingen. Sie lebte in ihrem Gewand wie in einem Haus. Und ihre Füße mußten sich nicht mehr bei jedem Schritt neu mit der Erde anfreunden und um sanfte Behandlung bitten. Jetzt konnte sie wieder fest auftreten, ihre Fußsohle hatte Hilfe erhalten.

In ihren Gedanken stellte sich wieder eine Reihenfolge ein: man hatte sie nicht getötet, der Inhalt des Lederbeutelchens war in Sicherheit, und sie mußte nicht ständig auf der Jagd nach Nahrung sein wie ein Tier.

Die Pferde schnauften, die Wagenräder blieben in ihrem ständig gleichen Geräusch, und die Stumme setzte einen Fuß vor den anderen, als müsse das so sein. Sie blickte in das Gesicht der Frau auf dem Wagen, sie bohrte sich hinein, als sei es das erstrebenswerteste Ziel der Welt. Mit jedem Schritt fühlte sie sich zuverlässiger und tiefer aufgenommen. Doch dieses Gefühl hielt nur so lange an, wie sie Verbindung mit den Augen der Frau hatte. Fühlte sie sich nicht mit diesem Blick verbunden, wäre sie am liebsten wieder in das Dickicht gehuscht.

Nur gut, daß die Kranke kleine Dienstleistungen zuließ und sich darüber sogar erleichtert und erfreut zeigte. Dabei konnte die Stumme ihr besonders tief in die Augen sehen und sich sicher fühlen. Ihre Hände erinnerten sich an vieles, was den Gedanken noch weit entrückt war. Die Hände wußten, wie man Leiden lindert, und sie fanden ganz von selbst ihren Weg zu den schmerzenden Stellen an Nacken, Schultern, Armen und Beinen. Sie verwandelten sich in Werkzeuge zum Kneten, Drücken, Zeren, Ziehen, zum sanften Schlagen, Dehnen und zärtlichen Streicheln. Sie spürten, wie die Schmerzen sich zusammenballten, und in welche Richtungen sie auseinanderfließen wollten. Sie wußten auch, welche Nahrung sie reichen sollten, ob warm oder kalt, trocken oder naß, und plötzlich fiel ihnen auch wieder ein, daß es hilfreiche Kräuter und Wurzeln am Wegrand gab, die man pflücken, ausgraben, zubereiten und miteinander vermischen konnte, um ihre Kräfte zu vervielfachen.

Wenn die anderen in die Kirche gingen, wußte die

Stumme es so einzurichten, daß sie sich auf die Suche nach Kräutern und Beeren machte. Und da die Erfolge ihrer Tinkturen und Aufgüsse schon nach kurzer Zeit sichtbar wurden, nahm man auch keinen Anstoß daran, daß sie nicht in der Kirche war. Es gab bald einige, die nach ihrer Behandlung verlangten und erleichtert waren, wenn sie auf Kräutersuche ging.

Allmählich lernte die Stumme, auch den anderen in die Augen zu schauen und sich in ihre Gesichter hineinzuvorfühlen, und das Gefühl von Frieden und Zuneigung stellte sich auch hier ein, wenn auch nicht so stark wie bei der Frau auf dem Wagen.

Immer wieder spielte Doortje mit dem Gedanken, das Lederbeutelchen der Stummen zu öffnen und sich mit seinem Inhalt vertraut zu machen. Immer wieder zuckte sie zurück und ließ das Beutelchen geschlossen. Sie wollte sich vor einem Vertrauensbruch hüten und fürchtete zudem das Ausströmen verborgener Kräfte, von denen man ja nicht wissen konnte, ob sie gut oder böse waren.

Dennoch - die Neugier blieb in den Fingerspitzen, und Doortje fand ihre Ruhe nicht. In dem Beutelchen mußte sich ein Zauberbuch verbergen. Vielleicht war darin aufgezeichnet, wie man Gold macht. Oder wie man Menschen beeinflussen und verändern könnte. Doch wenn es an dem wäre - warum zauberte sich die Stumme dann nicht Reichtümer herbei, ritt auf einem geschmückten Pferd, umgeben von Knechten und Mägden? War sie am Ende selbst verzaubert, auf zauberische Weise ihrer Sprache beraubt? Wenn sie nun ein solches

Buch besaß - weshalb zauberte sie sich ihre Sprache dann nicht zurück?

Eines Tages siegte dann doch die Neugier, und zwar, als es Doortje in den Sinn kam, es könnten sich vielleicht Bilder in dem Buch verstecken... Ihr Verlangen nach Bildern überwand jede Rücksichtnahme. Bilder waren ihre Sache, dafür war sie zuständig.

Als sie sich unbeobachtet glaubte, öffnete sie die Bänder des Beutelchens, fand tatsächlich ein Buch und war enttäuscht: es war mit Schriftzeichen gefüllt, die sie nicht kannte, und es enthielt kein einziges Bild. Ärgerlich und verunsichert packte sie alles wieder zusammen. Sie wußte nicht mehr als zuvor, doch das Gefühl des Unheimlichen war stärker geworden und ließ sich nur selten vertreiben. Dazu kam, daß sie der Stummen gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte.

So ging es weiter, Schritt für Schritt, Stunde um Stunde, Tag für Tag. Die Stumme lief neben dem Wagen, sah die Begine an und ließ sich ohne Scheu und Angst anschauen. Ihr Haar wuchs, und bald kräuselten sich die ersten schwarzen Locken unter dem roten Kopftuch hervor. Ihre abgemagerten und scharfen Gesichtszüge glätteten und rundeten sich.

Am Klang und der Lautstärke der Worte erkannte sie, was jetzt geboten war: Aufbruch am Morgen, kurze Pausen, längere Rast, Essen, Trinken, Nachtruhe. Den Klang der Gebete und Lieder nahm sie kaum wahr, er zog an ihr vorbei und ging sie nichts

an.

Nur bei einem bestimmten Wort zuckte sie immer wieder zusammen. Es nistete sich bei ihr ein und machte sie unruhig, es schien ihr in diese Gesellschaft nicht zu passen und wurde doch immer wieder laut. Es hörte sich an wie Jakob oder Jakub, und die Augen derer, die es aussprachen, blickten dabei in die Ferne.

Das Wort kam in Gesprächen vor, doch dann vernahm die Stumme es auch in Liedern und Gebeten und kam nun doch nicht umhin, auch auf diese fremden Klänge zu lauschen. Sie hörte bald das Wort auch in den knarrenden Geräuschen der Räder, im nächtlichen Rauschen der Baumwipfel, und wenn die kranke Begine bisweilen im Schlaf sprach, erklang auch darin das Wort Jakob.

Immer wieder versuchte die Stumme, das Wort nachzusprechen, vergeblich, es wollte einfach nicht über ihre Lippen. Aber es blieb doch ein fester Punkt, der auch ihr gehörte, mit dem auch sie etwas verband - was war es nur?

Das Innere der Stummen glich einem weiten leeren Land ohne Baum und Strauch, ohne Wasserlauf und Lebewesen, einer Wüste aus unzähligen winzigen Sandkristallen, die sich nicht mehr veränderten. Aber einen Rhythmus gab es doch in dieser Wüste: die Sonne ging auf, und die Sonne ging unter, es wurde warm, und es wurde kalt, und dazwischen zeigten sich fließende Übergänge. Die Stumme ging mit den anderen durch diese Wüste, gegen Hitze und Kälte gleichermaßen durch ihr derbes

Gewand geschützt. Wenn sie durstig war, erhielt sie zu trinken, war sie hungrig, gab man ihr zu essen. Die Dörfer und Städte, durch die sie kamen, hinterließen keinen Eindruck in ihr. Ihr Inneres blieb leer und unbelebt.

„Woher kommst du? Was hast du erlebt?“ fragte Frau Doortje immer wieder und wußte doch, daß die Stumme ihr die Antwort schuldig bleiben mußte.

Als sie in der Nacht das seltsame Geschöpf neben sich ächzen und stöhnen hörte, nahm sie es fest in den Arm, bettete seinen Kopf an ihr Herz und spürte, wie sich die Verkrampfung allmählich lockerte.

Auf welcher ungewöhnlichen Weise hatte Gott ihr eine Tochter geschenkt, und was für eine Tochter! Überirdisch schön, in jeder Hinsicht ungewöhnlich, einfühlsam, in vielerlei Fertigkeiten erfahren. Sie war Doortje zum Eigentum gegeben, und sie sollte ihr Eigentum bleiben und immer um sie sein. Plötzlich fühlte Doortje keine Schmerzen in ihren Gliedern; Arme und Beine ließen sich mühelos bewegen. Hatte ihr die Stumme die Schmerzen genommen?

Doortje schlief ein, wachte aber nach kurzer Zeit wieder auf. Die Stumme hatte sich aus ihrer Umarmung gelöst und war verschwunden. Wollte sie sich etwa wieder allein durch die Welt schlagen? Das wäre doch dumm von ihr! Besser als in diesem Pilgerzug konnte ihr es ja gar nicht gehen! Hier war sie geschützt, bekam regelmäßig ihr Essen und konnte für ihr ewiges Heil sorgen.

Ein fürchterlicher Gedanke schoß durch Doortjes Kopf: wenn sich nun ein Mann um die schöne

Stumme bemühte? Doortje hatte schon oft bemerkt, daß ihre Schönheit viele Blicke auf sich zog. Die Angst vor dem Verlust ihres Schützlings durchfuhr sie mit solcher Kraft, daß ihre Glieder sich von selbst bewegten und sie auf die Suche jagten. Plötzlich konnte sie allein vom Wagen steigen. Sie kam gar nicht dazu, sich dieses Wunders so recht bewußt zu werden; sie mußte die Stumme finden. Und wehe ihr, wenn sie sich in der Gesellschaft eines Mannes befand!

Im milden Schein des Vollmondes wurde ein schmaler Pfad sichtbar, der zu einem tieferliegenden See führte. Seine Oberfläche glänzte an manchen Stellen wie geschmolzenes Silber. In der Nähe des Ufers ertönte leises Plätschern; jemand war im Wasser. Die Stumme? War sie allein, oder war jemand bei ihr? Ein Mann?

Doortje schlich sich näher, verbarg sich hinter einem Busch und bemerkte vor sich ein Stoffbündel. Sie sah einen Kopf über der Wasserfläche, nur einen. Die Gestalt streckte die Arme empor, ließ sich emporschnellen und dann unter den Wasserspiegel fallen, tauchte wieder auf, versank, wiederholte dieses Tun viele Male.

Doortje verfolgte das Spiel mit angestrenzter Aufmerksamkeit und atmete dann auf - kein Zweifel, die Stumme war allein. Am liebsten würde Doortje wieder ihren Mantel über diese Gestalt breiten, nicht nur wegen des Schutzes, nein, auch wegen des Rechtes auf dieses gerettete Leben....

Doch nun erschrak Doortje erneut, sie wollte und

durfte sich hier nicht zeigen! So schlich sie zum Wagen zurück, und die Glieder schmerzten. Aber sie gehorchten und brachten sie sicher auf ihre Lagerstatt.

Nun erst kam Doortje dazu, ihre Gedanken und Empfindungen in eine Reihenfolge zu bringen. Sie wußte nicht, was stärker war: der nächtliche Anblick einer solchen unverhüllten Schönheit oder die Freude darüber, wieder laufen zu können. Ein Wunder, beides ein Wunder! Und dennoch - sie durfte es nicht zeigen! Man würde sich nicht mehr um sie sorgen. Sie würde das Mitleid und die Fürsorge der Stummen verlieren. Das durfte nicht sein! Und vielleicht war das alles ja auch nur ein Trugbild... Dann hörte sie, wie die Stumme sich auf den Wagen schlich, sich entspannt ausstreckte und so gleich die leisen Atemzüge eines friedlichen Schlafes hören ließ.

Als die Stumme das prickelnde Wasser auf ihrer Haut fühlte, wußte sie, daß diese Erfahrung ihr größter Wunsch gewesen war. Wasser war gut. Wasser machte rein. Wasser nahm das Blut weg, nicht nur das Blut aus dem eigenen Körper. Blut wollte und mußte zur Erde. Der zerstörte Kreis mußte wieder geschlossen werden, um sich erneut in Bewegung setzen zu können, und sei es auch noch so mühsam und schwerfällig.

Noch nie war die Stumme auf ihrem Weg so nahe an ein einsames Wasser gekommen, wie in dieser Nacht. Es lockte und zog, sie hatte plötzlich keine Angst. Die Anstrengungen des Unterwegsseins hatten die Pilger wieder einmal in einen bleiernen

Schlaf geworfen, sie konnte sich ganz sicher fühlen. Fest und vertrauenerweckend ragten die hohen Gipfel der Berge in den wolkenlosen, sternbesetzten Himmel. Ein sanfter Wind brachte das Schilf zu leisem Singen. Stille und Frieden flossen in eins. Die glucksenden Wellen am Ufer sagten: „Komm, Chanele...“

Die Stumme wußte plötzlich, daß sie gemeint war, sie war Chane. Und sie kam, tauchte einmal, zweimal, dreimal, immer wieder, und jedesmal tiefer als zuvor. Das Wasser nahm sie auf und gab sie wieder her, und sie fühlte sich endlich einmal frei von Blut. Mit raschen Bewegungen schlüpfte sie in ihre Kleider und ging langsam zum Pilgerlager zurück.

Die Beginen waren froh, daß ihre Vorsteherin gut versorgt wurde und sie ihre Kräfte für sich selbst verbrauchen konnten. Lang, unendlich lang war der Jakobsweg. Die vertrauten Laute waren längst verstummt, fremde Worte klangen auf, das Brot schmeckte anders, die Menschen ringsum bewegten sich anders, nur die ausgestreckten Hände zum Empfang des Geldes waren überall gleich.

Die Pilger schlängelten sich durch enge Täler zwischen gewaltigen Bergketten, deren weiße Gipfel in den Wolken verschwanden, vorbei an tosenden Wasserfällen. Immer wieder verweigerten die Pferde den Schritt und mußten zum Weitergehen überredet werden. Ein Stein löste sich hoch oben unter einer Baumwurzel, kam ins Rollen, riß andere Steine mit sich und erschlug den Pilger Lambert Voss,

der als Stellvertreter und mit dem Geld eines Rostocker Kaufmanns diese Wallfahrt unternahm.

Jürgen Kruse war überzeugt davon, daß der von Gewissensbissen und Schuldgefühlen geplagte Kaufmann nun sofort in das himmlische Paradies käme, und trug seine Überzeugung jedem vor, dessen er habhaft werden konnte. Besonders lange redete er auf Doortje van der Gheenst ein, denn die konnte ihm nicht ausweichen, ohne preiszugeben, wie gut sie bereits wieder zu Fuß war.

Ein unangenehmer Mensch, dieser Jürgen Kruse! Doortje wußte im Voraus, wie sich solche Leute verhielten. Sie waren gerissen, aber nicht klug, wußten immer ganz genau, wie alles zu machen war, brachten aber doch nichts so recht vorwärts. Sie trugen die spitzesten Schnabelschuhe und trampelten darauf einher, als hätten sie Bleigewichte an den Füßen.

Ihr gegenüber trat Kruse immer wie der heilige Christophorus persönlich auf, dem keine Mühe und Last zu schwer waren, aber eigentlich war er ein Schwächling und hatte Angst vor ihrer scharfen Zunge und ihrer Welterfahrenheit. Ein schnell reich gewordener Emporkömmling aus einer Müllerfamilie. Solche gab es in Flandern auch.

Mit Henning Schnytker war es freilich etwas anderes. Der Maler und Bildschnitzer zählte gerade einmal 35 Jahre, aber nach allem, was er erlebt und erlitten hatte, sah er aus wie ein Fünfzigjähriger. Er war verschlossen und wortkarg, und nur wenige wußten etwas über sein Leben und Schicksal.

Durch ein Legat eines berühmten und einflußreichen Mannes war er sehr reich geworden, aber er gewann keine rechte Freunde an seinem Vermögen. Man war neugierig auf ihn, aber man erfuhr wenig. Der Tod hatte ihm in jeder Hinsicht übel mitgespielt, aber er hatte sich ihm wohl auch zu stark ausgeliefert, als er sich von dem Lübecker Maler Bernt Notke in Dienst nehmen ließ. Da hatte er den tanzenden Tod malen müssen, immer wieder und immer wieder. Seinen Tanz mit dem Kaiser, mit dem König, dem Schiffer, dem Kaufmann, mit der Mutter, mit der alten Frau. Er hatte nichts anderes mehr vor Augen gehabt, als den tanzenden Tod. Der Totentanz war ein Großauftrag für den Dom zu Reval.

Hier und da legte Meister Notke selbst Hand an, das meiste aber überließ er seinen Gesellen und Mitarbeitern, allen voran dem Wismarer Meister Henning Schnytker. Einen so prächtigen Totentanz hatte die Welt noch nicht gesehen! Der Tod tanzte mit dem Papst. Mit dem Kaiser. Mit dem Bischof. Mit dem reichen Kaufmann. Mit dem armen Bauern. Mit dem alten Mann. Mit dem kleinen Kind.

So gern Notke dieses Kunstwerk seiner Werkstatt in Lübeck zur Schau gestellt hätte, der Totentanz war nun einmal nach Reval verkauft und wurde dort schon ungeduldig erwartet.

Als Farben und Firnis getrocknet waren, wurde der lange Leinwandstreifen zu zwei übermannshohen Rollen geformt und für den Seetransport in Segeltuch eingenäht. Schnytker sollte die Bilder nach Reval bringen und an der dafür vorgesehenen Wand

des Domes befestigen. Er fühlte sich als Gesandter der Lübecker Maler und Bildschnitzer und war stolz auf seine Mission.

Als die Türme von Reval schon in Sicht waren, erlitt die Lübecker Kogge Schiffbruch. Henning Schnytke war der einzige, der sich mit einer der beiden Totentanz-Rollen an Land retten konnte. Alle anderen wurden zum Opfer der Fluten. Das Schlimmste war, daß man Schnytke in Reval nicht glaubte, sondern ihn für verrückt hielt und in den Narrenturm sperrte. Viele Monate vergingen, ehe Bernt Notke davon Kenntnis erhielt und seinen Werkstattleiter aus dieser mißlichen Lage befreite.

Vor einigen Monaten war Henning Schnytke aus Reval in seine Heimatstadt Wismar zurückgekehrt. Seine Geschichte machte die Runde, und er galt als berühmter Mann. Aber er vermochte keinen Gewinn daraus zu ziehen, sondern fühlte sich fremd und einsam, mußte seine alte neue Umgebung vorsichtig abtasten, um die Möglichkeit zu Annäherungen und die Notwendigkeit zu Abgrenzungen herauszufinden, was ihm nicht immer gelang.

Doortje war es, die ihn mit dem Gedanken an eine Pilgerfahrt nach Santiago vertraut machte. Sie hatte natürlich die Bekanntschaft mit dem Weitgereisten als eine der ersten gesucht und gefunden.

Nachdem sich Jürgen Kruse lange genug darüber geärgert hatte, daß ein Maler und Bildschnitzer in dieser Pilgergemeinde den gleichen Rang einnahm, wie er selbst, fing er wieder an, wie ein Kaufmann zu denken und fragte sich, ob sich mit dem blassen schwächlichen Schnytker nicht vielleicht doch ein Geschäft machen ließe. Vielleicht mußte er das geforderte geheime Wissen gar nicht nur unterwegs und im fernen Spanien aufspüren, sondern konnte etwas davon dem Maler abkaufen, der sich ja mit Bildern und Zeichen auskannte.

„Sage mir, Malersmann, hast du geheimes Wissen zu verkaufen?“ raunte Kruse.

„In meiner Werkstatt liegt vielerlei“, gab Schnytker mit unbewegtem Gesichtsausdruck zurück. „Was hättest du denn gern? Soll ich dir die Nativität stellen? Das ist bei dir nicht schwer, denn du jagst dem Mercurius nach, hast aber viel zu kurze Beine, und ich kann es billig machen.“

Oder soll ich dich in den Sieben Freien Künsten unterrichten? Das wird schon teurer. Das geheimste Wissen aber, die Wissenschaft vom Labyrinth, wird wohl für dich immer verborgen bleiben...“

Kruse ärgerte sich über den spöttischen Unterton, ließ es sich aber nicht anmerken, denn hier konnte und mußte er fündig werden.

„Labyrinth? Das hört sich nicht schlecht an. Verkaufe mir das Labyrinth. Was soll es kosten?“

„Unter bestimmten Umständen kann es das Leben kosten. Du läufst und läufst, und wenn du den Ausgang nicht findest, bleibst du liegen und stirbst.“

„Keine Sorge, ich finde immer den Ausgang. Wann können wir handelseinig werden? Ich setze ein Pferd gegen das Labyrinth.“

„Nun gut, ich unterweise dich in der Wissenschaft des Labyrinths, und du besorgst mir ein besseres Pferd. Bedenke, daß es um den Ausgang geht. Um das Leben.“

Henning Schnytker wurde von einem Hochgefühl darüber erfüllt, daß ihm der Gedanke gekommen war, den allzu selbstbewußten Kaufherrn und Schiffseigner Jürgen Kruse ins Labyrinth zu schicken und dafür ein Pferd zu erhalten. Für ihn war das Labyrinth ein Denkspiel, dem er sich oft auf seinen abenteuerlichen Wanderschaften gewidmet hatte.

Er hatte viele Labyrinth gesehen, viele abgezeichnet und viele selbst entworfen; dennoch fiel es ihm nicht ganz leicht, sie in sein Gedächtnis zurückzuführen, um sie dem Kaufmann nahezubringen. Da er kein Papier für seine Versuche verschwenden wollte, grub er seine verschlungenen Pfade bei fast jeder Rast in den Sand und ärgerte sich darüber, daß viele seiner Figuren mißlangen.

Doch dann lag es doch plötzlich wieder vor ihm, das vollkommene Labyrinth mit dem sicheren Zutritt und der nur schwer erreichbaren Mitte. Fand man sie nicht, konnte man das Labyrinth nicht mehr verlassen. An vier Punkten verschlangen sich die Wege und forderten zur Richtungsentscheidung auf.

Es konnte sein, daß der Wanderer immer wieder an einen dieser Wege kam und sich von neuem ent-

scheiden mußte, wohin er sich wenden wollte. Es konnte sein, daß seine Niedergeschlagenheit wuchs, weil er immer wieder den falschen Weg wählte. Sein Schritt wurde schneller und schneller, weil er Versäumtes einholen mußte. Seine Gedanken begannen zu flackern, in seine Vorstellungen fiel es wie Nebel. Er drehte sich im Kreis und kam der Verzweiflung näher. Würde sie ihn vereinnahmen und zu Tode hetzen?

Henning Schnytker fand Wohlgefallen an dem Gedanken, daß sich Jürgen Kruse selbst durch das Labyrinth jagte und die Mitte und somit den Ausgang nicht fand. Daß er seine blondbehäbige Selbstsicherheit verlor und sich krümmte wie ein Wurm. Dabei konnte er das geheime Wissen erlernen, daß er ein Nichts und Niemand war. Wenn er dann endlich den Ausgang gefunden hätte, würde er sich fühlen wie ein Davongekommener. Es würde ihn nicht mehr freuen....

So kämpfte der Maler gegen den Kaufmann, während er das Labyrinth auf ein Blatt Pergament übertrug, um es gegen ein Pferd einzutauschen. Der Kaufmann sollte zahlen! Und Kruse zahlte, wenn auch mit umwölkter Stirn. Doch wenn er dafür das geheime Wissen des Labyrinths erwerben könnte? Kruse hatte das Wort zuvor nie gehört und war überzeugt: die ehrenwerten Mitglieder der Bauhütte kannten es auch nicht.

Die Jakobspilger mußten sich daran gewöhnen, daß Jürgen Kruse fast nur noch mit dem Pergamentblatt in der Hand zu sehen und sein Blick wie festgenagelt darauf gerichtet war. Er führte seinen

Zeigefinger auf die verschlungenen Pfade und fuhr ständig im Kreis herum. Als er endlich einmal Zeit fand, die Zeichnung vom Pergament in den Sandboden zu übertragen, schöpfte er neue Hoffnung, Mitte und Ausgang zu finden, wenn er die Pfade tatsächlich unter seine Füße bekam. Vergeblich.

Er ging, lief und rannte, bis es so dunkel geworden war, daß er nichts mehr erkennen konnte. Mit seiner plötzlichen barschen Anordnung, die Pilgerfahrt um einen Tag zu unterbrechen, stieß er auf Erstaunen und Unverständnis, ja Mißtrauen und Ablehnung. Warum? Das Grab des heiligen Apostels Jakobus war doch schon in greifbarer Nähe, und nun sollte man sich gewaltsam zurückhalten, weil einer der Anführer den Ratschluß des Himmels ergründen wollte, indem er zwischen Linien auf dem Boden umherlief wie ein Besessener? War der böse Geist über ihn gekommen?

Auch Doortje beobachtete von ihrem Wagen aus das seltsame Spiel. Da Jürgen Kruse seine übergroße Begierde nach geheimem Wissen nicht für sich behalten konnte, war die Kunde davon auch bis zu ihr gedrungen. Geheimes Wissen - wer wollte es nicht erwerben und für sich nutzen? Einen Augenblick lang war sie in Versuchung gekommen, Kruse und Schnytker von dem Lederbeutelchen der Stummen zu erzählen, doch sie verwarf den Gedanken wieder, weil sie den beiden solche Kenntnisse denn doch nicht gönnte... Und dieses Herumhüpfen vermittelte kein geheimes Wissen! In Flandern gehörte das Labyrinth zu den Kinderspielen der Reichen....

Am nächsten Morgen ging das seltsame Tun weiter. Auch die Stumme stand bei den anderen und schaute. Warum mußten die Wanderer rasten, obwohl sie ausgeruht und gesättigt waren und kühlende Wolken sich vor die brennende Sonne schoben? Warum rannte der dicke Mann mit dem goldblonden Haar allein auf winzigen Wegen, die er sich selber gezeichnet hatte?

Beflügelt von der Neugier, was es mit diesen Wegen auf sich haben mochte, sprang die Stumme in den Kreis, sorgfältig darauf bedacht, nicht auf die Linien zu treten. Der schwitzende und keuchende Kruse nahm die Stumme kaum wahr, so sehr war er mit sich selbst und seinen Wegen beschäftigt.

Die Stumme ging zunächst langsam hinter Kruse her, doch am ersten Scheideweg schlug sie die andere Richtung ein. Ihre Füße folgten einem eigenen Rhythmus, sie tanzten in kleinen sicheren Schritten, denen auch die Hände gehorchten. Mit dem Handrücken der Rechten schlug die Stumme den Takt in die Linke. So bewegte sie sich mit großer Sicherheit spielend durch alle Schängelwege zur Mitte der gezeichneten Figur und dann auf dem gleichen Weg zurück, und Kruse sah ihr mit offenem Mund nach, bevor sich sein Gesicht verfinsterte aus Wut und Zorn darüber, daß die Dahergelaufene ihm überlegen war.

„He, du schwarze Hexe, wie hast du das gemacht? Du bist mit dem Teufel im Bund!“

Die Stumme zuckte zusammen, dann aber trat sie auf Kruse zu, ergriff seine Hand, zog ihn zum Ein-

gang der kreisförmigen Sandzeichnung zurück, und Kruse ließ das auch ganz willig mit sich geschehen. Die Stumme durchrundete in kräftigen rhythmischen Schritten den ersten Kreis. Dann entließ sie Kruses Hand aus ihrem Griff und bot ihm ihre offene Handfläche dar. Nach einigem Zögern legte Kruse seine große blondbehaarte Hand darauf und bemühte sich sogar, sie nicht allzu schwer werden zu lassen.

Er spürte, daß seine Hand anders reagierte, als sein Kopf, daß sie behutsam sein wollte. Doch sogleich protestierte der Kopf dagegen. Muß ich wirklich mit dieser Dahergelaufenen tanzen, um das Rätsel zu lösen?

Noch aufgebracht wurde er, als er wahrnahm, daß sich einige mutige Zuschauer in den Kreis gewagt hatten, daß sie hinter ihm herzogen und sangen: Sancte Jacobe, ora pro nobis... Offensichtlich hielten sie dieses Tun für eine Wallfahrtsübung.

Jürgen Kruse wußte nicht, wie ihm geschah, als er sicher war, die Mitte des Labyrinths erreicht zu haben. Doch hier gab es keine Rast, kein Ausruhen, keinen Triumph. Die geöffnete Hand der Stummen leitete ihn und die anderen wieder zurück. Jürgen Kruse stand da und wußte nicht, was er von dieser Sache halten sollte, aber sein Zorn war verflogen. Über das Gesicht des Malers zuckte ein spöttisches Lächeln, und zugleich stieg eine mißtrauische Neugier in ihm auf: woher wußte die Stumme, wie man sich durch solche Figuren bewegte? Wer war sie? Woher kam sie? Stand sie vielleicht doch mit teuflischen Mächten im Bunde?

Inzwischen hatten sich so viele Pilger des Labyrinths bemächtigt, daß sie sich als Schlange durch die runden Pfade bewegen mußten. Alle fanden hinein, und alle fanden hinaus. Nachdem der Antonitermönch diesem Treiben einige Zeit zugeesehen hatte, stimmte er das alte Wallfahrerlied an: In Gottes Namen fahren wir...

Die Linien des Labyrinths mußten immer wieder nachgezeichnet werden, weil sie unter den vielen Füßen unkenntlich geworden waren. Keiner der Wallfahrer versäumte den Gang durch das Labyrinth, und manche brachten es auf sieben Prozeduren. Und so wurde auch dieser Tag ein Pilgertag. Gar zu gern wäre Doortje auch durch das Labyrinth gegangen. Doch sie durfte ja nicht verraten, daß die Beine ihr wieder ganz gehorchten. Noch nicht.

Auch Chane ließ kaum einen Tag vergehen, ohne daß sie sich ein Labyrinth in den Erdboden ritzte und in einem geheimnisvollen Rhythmus durchtanzte. Sie konnte es bald mit geschlossenen Augen, und die Pilger nahmen keinen Anstoß an ihrem Spiel. Das Mädchen bewegte sich so anmutig und sah glücklich aus, wenn es den Ausgang der verschlungenen Figur erreicht hatte. Chane stand noch einen Augenblick wie auf einer imaginären Schwelle, und dann war sie wieder bei den anderen.

Wenn sie das Labyrinth betrat, fühlte sie sich wie in einer anderen Welt. Ihr Atem ging leicht und frei. Sie sah leuchtende Farben, unter denen sie besonders das Blau liebte, und es duftete nach seltenen Blüten. Sie vernahm Töne, Rhythmen, Klänge und Zusammenklänge, wie sie sie noch nie gehört hatte.

Sie wurde gedrängt, sich dieser Musik einzuschmiegen, ihren Bewegungen mit dem ganzen Körper zu antworten, tief in Düfte und Farben einzutauchen. Es störte sie dabei nicht, wenn man ihr dabei zuschaute. Sie fühlte sich so herrlich frei und beschwingt und wünschte, daß alle Umstehenden an dieser Freude teilnehmen könnten.

Auf der Straße, die in einiger Entfernung vom Rastplatz verlief, zeigte sich lebhaftere Bewegung. Man sah Wagen, die von Pferden, und Karren, die von Menschen gezogen wurden, Männer und Frauen, die Gepäckbündel, ja auch kleine Kinder schleppten; überhaupt - es waren viele Kinder dabei, auch Kühe, Ziegen, Schafe und Lastesel. Langsam und stumm bewegte sich der Zug in die Richtung, aus der die Jakobspilger gekommen waren.

Das kann kein Pilgerzug auf dem Heimweg sein, dachte Schnytker und machte sein Pferd los. Je näher er kam, desto größer wurde seine Neugier. Wer waren diese Männer mit den scharfen Gesichtszügen und den schwarzen vollen Bärten? Manche trugen lange Gegenstände, die sich unter prächtigen, kunstvoll verzierten Brokatverkleidungen verbargen. Ein Wagen war mit Hunderten von Büchern beladen, manche mit Bändern umwickelt, andere mit Eisen beschlagen.

„Wer seid ihr? Woher kommt ihr? Wohin geht ihr?“ fragte Henning Schnytker in lateinischer Sprache. Man sah ihn verständnislos und mißtrauisch an und wies ihn schließlich an einen weißhaarigen gebeugten Mann, der sich an einem geschnitzten Stab vorwärts schlepte. Er blieb stehen, schaute zu dem Reiter empor und sagte: „Bist du wirklich der einzige, der nicht weiß, daß der spanische König seine treuesten Untertanen aus dem Lande jagt?“

Juden - das waren Juden!

„Warum?“ fragte Schnytker.

„Warum...“ murmelte der Greis und zog mit den anderen weiter.

Auf dem Heimweg sahen sich die Jakobspilger von Strömen ausgewiesener Juden umringt, konnten sich als kleines Häuflein inmitten der nordwärts drängenden Masse kaum behaupten und fürchteten mehr als einmal um ihr Leben. Niemand führte Schmähreden oder pochte auf sein Recht, aus Angst, erdrückt oder von der Straße verdrängt zu werden. Die Juden gaben ihrem Haß durch Aus-spucken und Drohgebärden unmißverständlich Ausdruck, mehr wagten sie nicht.

So schritt und fuhr man Seite an Seite und in ständiger Tuchfühlung und haßte sich aus tiefstem Herzen. Dabei gerieten bei den Pilgern die Erlebnisse und Erfahrungen am Grab des heiligen Jakobs fast in Vergessenheit, beieitegedrängt von der unerwarteten Mühsal des Heimweges.

Auch der so schwer verdiente Aufenthalt in der Stadt des heiligen Jakobus war schon von Unruhe

erfüllt gewesen. Hinter den Bitt- und Lobgesängen hörte man immer wieder Raunen und Flüstern, teils erschrocken und besgtürzt, teils hänisch und triumphierend. Das Wort Jude durchwanderte alle Sprachen, die in der Pilgerstadt aufklangen, und das waren nicht wenige. Man erzählte mehr über die Untaten der Juden, als über die Wunder, die an dem heiligen Ort geschehen waren, daß Kranke geheilt wurden und durcheinander geratene Verhältnisse wieder in geordnete Bahnen gelenkt worden waren. Manche Stimmen verstiegen sich sogar zu der Behauptung, daß die Verjagung der Juden ein großes Wunder sei. Der heilige Jakobus selbst habe dafür gesorgt, daß sein Land von den Gottesmördern gereinigt werde.

Das an Doortje geschehene Wunder neuer Beweglichkeit nahm sich dagegen bescheiden aus und konnte sich neben den anderen spektakulären Nachrichten nicht behaupten. Eine Begine aus dem Norden konnte wieder laufen. Was war das schon...

Doortje fühlte sich durch dieses mangelhafte Interesse gekränkt und mißachtet. Nun gut, wenn die Umgebung von ihrer wundersamen Heilung keine Notiz nehmen wollte, dann eben nicht... Dann würde Doortje sich eben weiterhin tragen, fahren und bedienen lassen und den anderen zur Last fallen. Das hatten sie nun davon!

Die Einwohner der Ortschaften, durch die sie kamen, verhielten sich unterschiedlich: manche bekundeten ganz offen ihr Mitleid und boten Brot und Wein an, andere warfen Steine und sangen Spottlieder, man hielt auch die Pilger für Juden! Um ein

Haar wäre auch Schnytker von einem Stein getroffen worden, konnte aber noch rechtzeitig ausweichen.

Der Maler wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, welche Beobachtungen, Begebenheiten und Eindrücke er als erste notieren oder zeichnen sollte. Er sah Juden in armseligen Kleidern, ja in Lumpen, und er sah Juden in Samt und Seide, sogar solche, die sich in Sänften tragen ließen. Wohin trieb es die Ausgewiesenen? Wo konnten sie sich niederlassen, welches Land wollten sie aufnehmen? Endlich fand er wieder jemanden, der ein wenig Latein verstand. Nach Norden wollten sie. Oder nach Osten.

So sehr Schnytker von dem, was er um sich sah, beeindruckt war, so sehr bemühte er sich, möglichst schnell wieder Abstand vom Gesehenen zu gewinnen, um nicht über das erträgliche Maß hinaus belastet zu werden. Vergeblich. Die bedrückenden Bilder ließen ihn nicht wieder los, sondern verfolgten ihn bis in die Träume und Alpträume hinein.

Und dann trat ein, wovor er sich insgeheim schon lange gefürchtet hatte: er sah sich seinem zweiten Gesicht ausgeliefert, so sehr er sich auch dagegen wehrte. Während sein Pferd gehorsam und vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzte, wußte Schnytker plötzlich, daß er in Kürze etwas sehen würde, was nicht mit rechten Dingen zuging. Es war ihm, als werde ihm dieses Ereignis durch einen Boten angemeldet.

Und dann war es plötzlich da. Nur wenige Augenblicke, und er sah sich in seine nördliche Heimat zu-

rückversetzt. Er nahm die Türme am Horizont von Wismar wahr, das Ereignis fand jedoch nicht in Wismar statt. Aber in der Nähe. In einer kleinen Stadt, in der er noch nie gewesen war. In einer unbedeutenden Stadt im Binnenland. Viele hohe und vornehme Herren geistlichen und weltlichen Standes waren hier zusammengekommen und hatten Gericht gehalten. Und ihr Urteilsspruch lautete: Tod oder Taufe! Tod durch Feuer....

Da war ein Hügel, nicht sehr hoch, nicht sehr groß. Rings um den Hügel drängten sich Menschenmassen, soweit das Auge reichte. Schnytker sah in einzelne Gesichter, sie waren zu Grimassen verzerrt und flößten Entsetzen ein. Alle Augen richteten sich auf einen Zug von rohen, rumpelnden Karren, die von lahmenden Schindmähren an den Hügel herangezogen wurden. Auf den Karren standen Gestalten in unförmigen Hemden, hohe spitze rundum geschlossene Kapuzen mit Augenschlitzen auf dem Kopf.

Erst jetzt sah Schnytker, daß in den Hügel hohe Pfähle gerammt und von ausgetrocknetem Reisig umgeben waren. Man stieß die Gestalten von den Karren und band sie an die Pfähle. Die Menge johlte und wußte sich vor Erregung nicht zu lassen.

Viele waren die ganze Nacht unterwegs gewesen, um die Gottesmörder brennen zu sehen. Händler und Garköche hatten ihre Stände aufgeschlagen und priesen den Hungrigen und Durstigen Speisen und Getränke an. Hier und da kreisten Steinkrüge mit Branntwein. Andere boten Umhänge und Tücher gegen die Kälte an. Sogar Viehhändler hofften

auf ein Geschäft mit Ferkeln, Lämmern, Fohlen und Kälbern.

Nun wurden die Verurteilten an die Pfähle gebunden. Alle standen aufrecht und hatten die Augen geschlossen. Ihre Lippen bewegten sich, murmelten Gebete und Sprüche. Dann kamen in einem feierlichen Zug Knechte mit Fackeln und stellten sich neben den Pfählen auf. Eine Stimme schrie: „Sühne für den Frevel! Den Tod für den Gottesmord!“

Auf diesen Befehl hin setzten die Knechte das Reisig in Brand. Blitzschnell breitete sich das Feuer aus, begleitet von dem ohrenbetäubenden Geheul der Menge ringsum. Die seltsamen steifen Hemden brannten wie Fackeln, und die Flammen krochen sogleich auch die Pfähle hoch und bildeten eine lodernde Spitze.

Schnytker wollte fliehen, aber er stand wie gelähmt. Ein beißender Geruch von verbranntem Fleisch fiel in die Menge. Von den aufsteigenden Rauchwolken verfinsterte sich der Himmel. Viele wurden von Hustenreiz geschüttelt, die meisten hielten sich die Nase zu.

Ein Schrei gellte auf, schwoll an, wechselte die Tonhöhe, erfaßte auch die entfernt Stehenden. Schnytker hielt sich die Ohren zu, vergeblich. Auch er hörte sich mitschreien und war unter dieser Glocke aus Qualm, Gestank, Geschrei und Finsternis nicht mehr er selbst. Rußteilchen setzten sich auf Kleidern und Gesichtern der Anwesenden ab.

„Ihre Asche komme über uns und unsere Kinder!“ gellte eine Stimme aus der Menge auf, ging aber im

anhaltenden Schreien unter.

Schnytkers Pferd blieb stehen, denn es spürte einen leblosen Reiter.

„Schnytker ist tot!“ riefen die herangeeilten Pilger, hoben den Körper vom Pferd und legten ihn ins Gras an den Wegrand. Einer goß dem Maler Wasser ins Gesicht und schüttelte ihn heftig. Schnytker schlug die Augen auf.

„Die Asche“, flüsterte er. „Befreit mich von der Asche!“

„Schnytker ist besessen!“ schrie Jürgen Kruse. „Man muß ihm den Teufel austreiben!“

Doch da war schon Peter Kleinvogt, der Antonitermönch, zur Stelle. Er verstand mehr von solchen Dingen, als alle anderen zusammen.

Jürgen Kruse hatte die Empfindung, als sei er in ein Menschenlabyrinth geworfen worden, das ihn aufzog und verschlang. Hier gab es weder Eingang, noch Ausgang, noch Mitte; hier gab es nur eine wogende Menschenmasse, der er sich hilflos ausgeliefert fühlte. Wehe dem, der zu Boden gerissen wurde; er war verloren.

Doortje empfand es zwar als störend, daß sie auch weiterhin eine Leidensmiene zur Schau stellen mußte, aber alles hatte seinen Preis! Nur in Ge-

genwart der Stummen gab sie sich frei und ungezwungen, denn die verstand nichts von diesen schwer durchschaubaren Zusammenhängen, und, bei Lichte betrachtet, hatte sie eigentlich diese ans Wunderbare grenzende Besserung bewirkt!

Dabei kannte sie nichts von dieser frommen Wunderwelt, dessen war sich Doortje ganz sicher. Wie sie stand und schaute, zugleich von Neugier und Abweisung bestimmt, mußte man die Überzeugung gewinnen, daß dies alles ihr fremd war. Und sie ließ auch nicht den Wunsch erkennen, diese Fremdheit zu überwinden.

Die Stumme kehrte sich ganz nach innen und nahm kaum wahr, was um sie herum geschah. Die große Wundergier ringsum glitt an ihr ab, sie erreichte sie nicht, störte sie nicht. In ihr begannen seltsame Kräfte zu arbeiten und formten immer wieder den Klang zweier Namen. Chane und Jakub. Jakub und Chane. Nur diese Namen klangen. Zu Harmonien aber flossen sie nicht zusammen. Einen Nachhall erzeugten sie nicht, aber sie hatten eine Stimme, die die Stumme in ihren Bann schlug.

Doortje ließ sie gewähren und achtete darauf, daß es den anderen verborgen blieb, wie die Stumme die frommen Zeremonien mied und sich lieber auf dem Planwagen verkroch. Die Begine sah das als Zeichen besonderer Zuwendung, die ihr wohl tat. Eigentlich war diese Begegnung mit dem rätselhaften Wesen interessanter als das Ziel der langen Pilgerfahrt.

Die Stumme war durch die wiederholte Begegnung

mit den Vertriebenen in eine seltsame Unruhe gekommen und mit ihren Gedanken weit weg von Doortje. Sie war nicht immer gleich zur Hand, wenn die Begine rief, und mußte oft aus tiefer Nachdenklichkeit in die Gegenwart zurückgeholt werden.

Manchmal fühlte sie sich wie verzaubert. Diese Gestalten mit den tiefschwarzen Augen und den langen dunklen Bärten übten eine starke Wirkung auf sie aus. Es war ihr, als werde eine Tür geöffnet, nach der sie bislang vergeblich gesucht hatte. Sie betrat Räume, die ihr vertraut waren, und sie konnte sich nicht erklären, warum sie diese Räume verlassen hatte. Und sie hatte nichts mehr gewußt von dem Leben, das sich darin abspielte.

Nun traf sie auf Menschen, die sie schon so oft gesehen hatte - jedenfalls war sie davon überzeugt -, deren Bewegungen ihr vertraut waren, und es gab Worte, die fielen in sie hinein, wie aus einer anderen Welt, die seltamerweise ihre Heimat war. Sie konnte nicht genug von diesen fremden Klängen hören und sich nicht sattsehen, und sie war doch zugleich auf der Hut, nicht preiszugeben, wie vertraut ihr das alles war.

Sie wurde von einer tiefen Wehmut ergriffen, und immer wieder flossen die Tränen. Es waren ihre Leute. Und auch sie hatte man hinausgetrieben aus einem schönen reichen Haus, aus einer wohlgefügt Welt, in der alles seinen Platz hatte, in der alles nach einer guten Ordnung ablief, in der sie sich geborgen gefühlt hatte und die es nun nicht mehr gab. Wohin war sie geraten? Wo waren die Menschen, mit denen sie bisher zusammengelebt hatte? Ihr

Vater? Ihre Mutter? Ihre Schwestern?

Während die Welt der vertriebenen Juden auf sie einbrach, erklangen die vertrauten Namen Chane und Jakob schneller und öfter und waren in ein Licht getaucht, das helle Punkte in die Finsternis brannte. Sie hob Gegenstände auf, die auf den Lagerplätzen der Vertriebenen liegengelassen waren, ein kunstvoll besticktes Tuch, eine kleine Handtrommel, eine bunte Kette, einen Armreif aus Silber, und sie versteckte alles auf dem Planwagen. Es schoß ihr durch den Kopf: Sie war Chane, und sie war nicht mehr zu Hause. Oder war sie plötzlich doch wieder daheim? Dieser Mann da mit dem graulockigen Bart und den scharfgeschnittenen Gesichtszügen - war das nicht ihr Vater?

Ihr Vater... Er war der reichste Mann weit und breit, handelte mit Vieh und Getreide, sie hatten viele wohlgefüllte Speicher, und immer war Leben im Haus. Man kam mit Rindern, um sie zu verkaufen, Pferde und Schafe wechselten hier ihre Besitzer und viele Geldstücke desgleichen. Der Vater war stolz auf seinen Reichtum und darauf, daß die anderen ihn als ersten unter seinesgleichen sahen und anerkannten und ihm zu soviel Erfolg und Glück immer wieder gratulierten.

Am Feiertag trug er seidene Untergewänder, und sein Obergewand war aus Samt und Brokat. Er glänzte und wollte sich in seinem Glanz überall zeigen. In seinem Haus brannten die Kerzen auf schweren silbernen Leuchtern, die vor dem Sabbath geputzt und blankgerieben wurden und den Schein vervielfältigten. In seinem Haus gab es Spiegel aus

Venedig, wie man sie sonst weit und breit nicht zu sehen bekam. In seiner Küche wurden Gewürze verwendet, deren Duft immer wieder Neugierige anlockte. Die Truhen für die Mitgift seiner Töchter waren so prall gefüllt, daß die einzelnen Lagen ganz plattgedrückt waren. Besonders stolz war er auf die kostbaren Spitzen aus Flandern und Brabant.

Besucher und Geschäftspartner näherten sich dem Vater in gebeugter Haltung und warteten ehrerbietig darauf, daß er das erste Wort an sie richtete. Er war freundlich, er war wohlwollend, aber er wollte das erste Wort sprechen, und er wollte auch das letzte Wort sprechen.

Und war das Kind dort in dem roten Kleid mit den weißen Streifen nicht ihre kleine Schwester Mirjam, auf die sie immer eifersüchtig gewesen war? Mirjam setzte ihren Willen durch, sie erhielt den größten Apfel, die süßeste Speise, die meisten Liebkosungen.

„Was stehst du da und siehst mich an, als sei ich eine Salzsäule wie Lots Weib?“ fragte die Mutter aufgebracht. Sie geriet schnell in Erregung. „Bist du nicht älter als deine kleine Schwester, hast du nicht schon einen größeren Kopf? Wirst du nicht eher einen Mann bekommen, einen schönen, einen reichen? Einen, der vier Pferde hat und einen Sack mit Erde aus dem Land der Verheißung?“

Vier Pferde! Was die wegziehen konnten! Und niemand aus der Familie müßte mehr ohne die heilige Erde unter dem Kopf begraben werden. Ein Sack voll Erde aus dem Land der Väter war mehr wert als

ein Sack voll Geld.

Und du wirst eher Kinder haben, viele Kinder. Du mußt nicht solange darauf warten wie Mirjam. Du wirst ein großes Haus führen, du wirst die starke Frau sein, die allem und allen einen Halt gibt.

Und sie war ja auch bis zu ihrem ersehnten Ziel gekommen. Im Garten hinter dem Haus wartete das Hochzeitszelt, unter dem die Brautleute verbunden werden sollten: Jakob, Sohn des Ascher, und Chane, Tochter des Eleazar. Doch dann war das Ziel plötzlich in einem schwarzen Loch verschwunden und hatte nicht die geringste Spur hinterlassen. Verschwunden das Hochzeitszelt, verschwunden der Bräutigam, verschwunden die Braut, ja auch sie, denn was nützte es ihr, wenn sie als Stumme, als Niemand in einer fremden Welt am Leben war.

Ob das Leben jenseits des schwarzen Loches weitergegangen war? Ob die Schwester Mirjam einen Mann gefunden hatte, einen schönen, einen reichen? Wieviele Kinder mochte sie wohl schon ihr eigen nennen? Kinder waren das höchste Gut, das größte Geschenk, durch nichts anderes zu ersetzen. Kinder - das war die Hoffnung auf den Messias.

Chane wollte den Schulklopfer nach Mirjams Kindern fragen, den einäugigen Jizchak, der von Haus zu Haus lief und an die Fenster klopfte, um mitzuteilen, daß es Zeit sei, das Bethaus aufzusuchen und Tora zu lernen, daß ein großes Fest herannahe, die Hohen Feiertage der Buße und Versöhnung und des Neuen Jahres, Pessach, das Fest der unge-

säuerten Brote, das Laubhüttenfest.

Doch wie sollte sie sich dem Schulklopfer verständlich machen, wenn ihre Worte den Weg nach draußen nicht fanden? Wie dem auch sei - einen Trumpf hatte sie noch in der Hand - sie konnte lesen und sogar schreiben. Der Großvater hatte sie in diesen Wissenschaften unterwiesen. Sie war eine gelehrige Schülerin gewesen, und sie wollte dem Schulklopfer ihre Fragen aufschreiben.

Wenn er doch bald käme! Wenn doch seine Klopfzeichen die Welt wieder in Ordnung brächten! Alles schien ins Zerfließen, ins Stürzen, ins Verschwinden geraten zu sein. Das Klopfen aber würde alle aufhorchen lassen und dann Ruhe und Rettung bringen. Für Chane würde sich eine Tür öffnen, und sie konnte in ihre alte vertraute Welt zurückschlüpfen, die doch schon so nahegerückt war. Da wurden verhüllte Torarollen getragen, kostbarstes Gut des Ausgewiesenen, begleitet von siebenarmigen Leuchtern. An ihr Ohr drangen Wünsche und Segenssprüche in einer altvertrauten Sprache, die ihr Tränen ins Gesicht trieb.

Doch der Schulklopfer kam nicht, und so mußte Chane weiter mit Doortje und den anderen gen Norden ziehen. Gehörte sie etwa jetzt ganz zu diesen anderen? War die Hawdala, die Unterscheidung zwischen Israel und den Völkern aufgehoben? War die Mantelfrau in den braungrauen Hüllen ihre zweite Mutter?

Chane hatte keinen Grund, diesen Gedanken zurückzuweisen - alles war anders. Sie mußte wohl

ein geheimes Wort aus dem geretteten Buch gesprochen haben, eines, das mit einem Schlage diese sonderbare fremde Welt erschaffen hatte. Von klein an wußte sie, daß es solche Worte gab. Doch wie war es dazu gekommen, daß ihr dieses Wort in den Mund geraten war, hatte sie nicht aufgepaßt? Oder war dieses Wort von einem anderen gesprochen worden? Und wie lautete das Gegenwort, das alles auf den ursprünglichen Stand zurückführen könnte? Wer würde es finden, und wer würde es sprechen, da sie selbst es ja nicht konnte? Wie gut, daß die Mantelfrau das Buch in sicherer Obhut hatte, das Buch, in dem alle Geheimnisse aufgezeichnet waren.

Doch dann schlugen Chanes Gedanken eine völlig andere Richtung ein: vielleicht war die jetzige Welt die echte, und von der anderen träumte sie nur... War dies vielleicht der Zug in die babylonische Gefangenschaft? Oder der Auszug aus Ägypten? Wer konnte das wissen?

Das, was sie jetzt umgab, war nicht schlecht. Die Mantelfrau war gut zu ihr. Wärme ging von ihr aus. Es tat wohl, an ihrer Seite zu leben, und immer wieder meinte Chane, daß ein schützender Mantel über sie gebreitet wurde, unter dem sie sich geborgen fühlen konnte.

Nichts blieb, wie es war, stündlich veränderte sich das Bild der Welt, kein Bild glich dem andern, nur die Mantelfrau blieb immer dieselbe. Und im Anblick des Mantels fühlte Chane sich allmählich so sicher, daß sie neugierig und furchtlos in diese fremde Welt schaute und sogar Freude daran fand. Wenn

die Mantelfrau das Wort Stomme aussprach, wußte Chane, daß sie gemeint war, und das tat ihr wohl. Meist hatte die Mantelfrau dann ein Stück Brot für sie bereit, einen Becher mit Wasser, manchmal sogar mit Wein, der leicht und fröhlich machte und die Welt verzauberte.

Fleisch wies Chane zurück; die Begine respektierte es und schob ihr die doppelte Menge Milch oder Käse zu - die Stumme mußte für den langen Weg ja bei Kräften bleiben. Chane erschienen solche Gesten als Zeichen besonderer Vertraulichkeit. Gehörte die Mantelfrau vielleicht doch zu ihrer früheren Welt, und Chane konnte sich nur nicht darauf zurückbesinnen?

Dann wieder erlebte sie Augenblicke, in denen sie am liebsten mit den Ausgewiesenen weitergezogen wäre, doch deren haßerfüllte Blicke wiesen sie zurück. Als sie eines Abends einen wehmütig getragenen Gesang aus dem Nachtlager der anderen hörte, wollte es ihr das Herz zerreißen, und sie begann bitterlich zu weinen, obgleich sie sich von der Mantelfrau beobachtet fühlte. Als die Begine sie dann tröstend in die Arme nahm, weinte sie noch mehr.

Der Rückweg war anders als der Hinweg. Die Pilger hatten erwartet, in den Orten des Jakobsweges wie Heilige empfangen zu werden, als Gesegnete, als Begnadete. Doch nichts dergleichen war zu spüren. Immer wieder mußten sie darauf hinweisen, daß sie keine ausgewiesenen Juden seien, sondern gute

Christen. Man begegnete ihnen dennoch mit Mißtrauen. Sie könnten sich ja verkleidet haben, um der gerechten Verachtung der Christenheit zu entgehen.

In Chane kam das Rad der Gedanken nicht mehr zum Stillstand. Was war mit ihr geschehen? Das Buch! Sie mußte das gerettete Buch befragen. So faßte sie sich ein Herz, nahm allen Mut zusammen, trat an Doortje heran und zeigte auf die Kleidertasche, in der sich das Buch, *das Buch* verbarg.

Doortje war überrascht, als sie sich so ohne Worte angesprochen fühlte.

„Du möchtest dein Eigentum zurück?“

Schon am Tonfall verstand Chane die Frage und nickte heftig. Doortjes Spannung wuchs, und sie holte umständlich das Buch aus ihrer Kleidertasche und streckte es Chane entgegen. Die ergriff das Lederbeutelcheden mit zitternden Händen, löste die Verschnürung, küßte das Buch und schlug die letzte Seite auf. Da stand es in heiligen Buchstaben geschrieben: *Buch des Glanzes*; und von diesem Glanz wurden nun auch Chanes Gesichtszüge berührt. Sie blätterte in dem Buch und streichelte die Seiten.

Wieder stellte Doortje eine Frage: „Kannst du das lesen?“

Chane verstand und nickte. Ihre Augen leuchteten. Was gäbe sie darum, wenn sie ihrer zweiten Mutter und Mantelfrau aus diesem Buch vorlesen könnte! Ihr Blick fiel gerade auf die Worte, die der Allheilige

dem Propheten Jesaja anvertraut hatte: „Ich lege meine Worte in deinen Mund...“ Wie oft hatte der Großvater diese Botschaft für sich selbst gemurmelt und für Chane laut ausgesprochen!

Chane stellte sich das Bild mit allen ihren Möglichkeiten vor: Er, dessen Namen man nicht auszusprechen wagte, war anwesend und legte seine Worte in den Mund des Menschen, wie eine Speise, wie einen Samen. Der Mensch durfte diese Gabe nicht für sich behalten. Das Wort wollte nicht ruhen und rasten, sondern neu geformt, neu ausgesprochen werden und wie ein leichtes Wölkchen aufsteigen, nachdem der Mensch es wieder hergegeben hatte. Das Wort gewann eine neue Gestalt, einen neuen Klang, stieg höher und höher und ließ sich vor dem Allheiligen nieder. Der freute sich, daß sein Wort zu ihm zurückgekehrt war, nahm es wieder liebevoll zu sich und schuf daraus einen neuen Himmelsraum.

Chanes Gesicht umwölkte sich, während sie diese Botschaft im Buch des Glanzes las. Aus ihrem Munde würde kein Wort mehr aufsteigen. Sie konnte nichts zurückgeben, nichts, woraus ein neuer Himmelsraum entstehen könnte. Für welche Sünde, für welches Vergehen war sie so hart bestraft bestraft und mit Stummheit geschlagen worden? Gewiß, sie war unrein, sie mußte Unreines essen, um sich am Leben zu erhalten, sie mußte verbotene Bilder anschauen, um sich nicht zu verraten - aber sie wußte doch nicht, wie es dazu gekommen war... Und sie konnte kein Tauchbad aufsuchen, um sich zu reinigen.

Doortje nahm den Kampf wahr, der sich auf den Gesichtszügen der Stummen abspielte, und sie wußte sich wiederum nicht anders zu helfen, als die Stumme in den Arm zu nehmen. Die aber blieb traurig und steif und entwand sich. Sie wußte plötzlich: das schwarze Loch, das ihr soviel Angst machte, war dadurch entstanden, daß er verschwunden war, er Jakob, der Schöne, der Reiche. Ihr Bräutigam. Oder ihr Mann? Warum war er verschwunden?

Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihr auf, ein Verdacht gegen sich selbst. War sie es gewesen, die Jakob verstoßen hatte? Sie hatte sich von ihm getrennt, das konnte nicht ungestraft bleiben. Doch warum nur hatte sie sich von ihm abgewandt?

Doortje spürte plötzlich, wie etwas Fremdes zwischen sie und die Stumme trat, ein Fremder, ein Mann, und sogleich erwachte ihr Mißtrauen. Die Stumme gehörte ihr nicht allein.... Da war noch jemand, - wer? wo? Wer war es wert, ein so schönes Geschöpf zu besitzen? Da wollte sie doch auch noch ein gewichtiges Wort mitreden. Der Stummen mußte doch klar sein, wie gefährdet sie war... Ein Wort von Doortje, und...

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und es ging gen Norden, stundenlang, tagelang. Ausgewiesene Juden sah man seltener, sie hatten wohl eine andere Richtung eingeschlagen. Chane schmückte sich mit den Gegenständen, die sie unterwegs aufgelesen hatte, und sie entlockte der Handtrommel Rhythmen, zu denen sie gern gesungen hätte, aber es reichte nur zu stummen Gedan-

ken und wiegenden Tanzschritten. Plötzlich war es da, das Lied der Lieder, Schir-ha schirim...

Horch! Mein Geliebter! Siehe, da kommt er, springend über die Berge, hüpfend über die Hügel! Mein Geliebter gleicht dem Reh oder dem Junghirsch; da, schon steht er hinter unserer Mauer, schaut durch die Fenster, späht durch die Gitter. Mein Geliebter spricht und redet zu mir: Auf, du, meine Freundin, meine Schönste, komm!

Denn siehe, vorbei ist der Winter, der Regen verschwunden, vergangen! Die Blumen erscheinen am Boden, die Zeit zum Beschneiden der Reben ist da. Das Gurren der Turteltaube hört man in unserem Lande. Der Feigenbaum treibt seine Früch-frucht, und die Semadar-Weinstöcke duften. Auf, auf, meine Freundin, meine Schönste, komm! Meine Taube in felsigen Klüften, im Verstecke der Steilwand! Laß deinen Anblick mich schauen, deine Stimme mich hören! Denn deine Stimme ist süß und holdselig dein Anblick!

Die Pilger waren viel zu stumpf und zu müde, um sich über das seltsame Verhalten der Stummen zu wundern oder es gar zu tadeln, brachte es doch einen Hauch von Frische in die allgemeine Müdigkeit.

Chane fühlte sich plötzlich wieder mit dem Wort verbunden. Es wurde ihr in den Mund gelegt, obgleich doch feststand, daß sie es nicht zurückgeben könnte. Von wem kam dieses Wort?

Mein Geliebter spricht und redet zu mir: Auf, du, meine Freundin, meine Schönste, komm! Denn siehe, vorbei ist der Winter, der Regen verschwun-

den, vergangen! Die Blumen erscheinen am Boden.

Das konnte nur Jakob sein; Jakob stand auf eine geheimnisvolle Weise mit ihr in Verbindung! Der Allheilige machte aus ihr durch Jakubs Wort einen neuen Himmelsraum. Und dort würde er sie wieder mit Jakob zusammenführen und auf ewig verbinden.

Chanes Gesicht begann von innen zu leuchten. Wovor sollte sie sich noch fürchten - das Wort war zu ihr gekommen. Mit Erstaunen sah Doortje, wie Chane von Stunde zu Stunde schöner wurde. Noch schöner. Zuerst war ihr unheimlich zumute, dann fühlte auch sie sich verzaubert und verwandelt. In der Zukunft wartete ein großes besonderes Ereignis.

Chanes Füße wurden schneller und schneller. Sie gingen längst nicht mehr neben Doortjes Wagen, sondern hatten sich an die Spitze des Zuges gesetzt und schritten neben dem Pferd des Jürgen Kruse, der in Gedanken so stark mit seinen Labyrinthzeichnungen beschäftigt war, daß er Chane lange Zeit gar nicht wahrnahm. Doch als sie einmal zu ihm auf sah, traf es ihn wie ein Blitz, und er wurde von einem heftigen Verlangen erfüllt.

So erreichten sie Hamburg, und dort erlag einer der Priester den Anstrengungen der Reise und mußte begraben werden. In Lübeck sammelten sie Kräfte für die letzte Wegstrecke. Dann endlich tauchten die Wismarer Türme am Horizont auf, Sankt Marien, Sankt Nikolai und der Stumpf von Sankt Geor-

gen. Noch einmal entrollten die Anführer ihre Banner und stimmten mit müden Stimmen das Wallfahrerlied an, das nur noch einem schwachen Murmeln glich.

Jürgen Kruse hockte abgemagert, voller Staub und ohne inneren Antrieb auf seinem Pferd. Der Anblick der Georgenkirche mit dem unfertigen Turm machte ihn vollends mutlos, nun, da er die gewaltigen Türme der Kathedrale von Santiago gesehen hatte.

Schon seit den Morgenstunden warteten die Bürger der Stadt auf die Heimkehrer aus der Stadt des heiligen Jakobus, auf ihre Angehörigen, auf die Geschichten, Berichte und Schilderungen aus der weiten bunten Welt. Man war gierig auf die schillernden Neuigkeiten, man wollte sich vorstellen können, wie Menschen in anderen Ländern lebten, wie sie gekleidet waren, welche Gewürze sie bevorzugten, wie sich ihre Sprache anhörte, wie sie ihre Krankheiten heilten.

Man vertrieb sich die Wartestunden in der Kirche mit dem ständigen Wiederholen von alten Überlieferungen aus der Ferne, und jede Wiederholung erhielt eine noch prächtigere Ausstattung mit Farben, Formen und Düften. Wer besonders gut erzählen und ausschmücken konnte, hatte die größte Zuhörerschaft.

Und dann die Mirakelgeschichten, die Berichte von den Wunderheilungen! Wie Gelähmte plötzlich wieder ihre Glieder bewegen konnten. Wie Blinde aufs Neue die Welt im Tageslicht erblickten. Wie Stumme sprechen und Taube hören konnten. Solche Mi-

rakel wurden meist schon unmittelbar nach der Heimkehr verkündet.

Die Glocken läuteten, in den Straßen drängten sich die Menschen, um die heimkehrenden Jakobspilger zu sehen und an ihren Verdiensten beteiligt zu werden. Doortje ließ sich nicht zur großen Danksagung in die Georgenkirche, sondern gleich in den Beginenhof bringen, und das eisenbeschlagene dicke Eichentor schloß sich hinter ihr und Chane.

II.

Der verpfändete Grapen

Doktor Bartholomäus Lembcke saß im Schatten der Rostocker Jakobikirche in seinem Studierstübchen, das zugleich seine gesamte Wohnung war. Draußen herrschte drückende Augustschwüle. Aus der Ferne zog grollend ein Gewitter heran.

Lembcke hatte sich einem besonderen und außergewöhnlichen Studienfach zugewandt, er prägte sich Lehrsätze der hebräischen Grammatik ein und empfand Befriedigung darüber, daß sie für ihn allmählich zu einer klaren und logischen Gestalt wurden, die er bald auch anderen weiter vermitteln könnte. Noch hatte er freilich keine Schüler, noch war er kein allgemein anerkannter Lehrer, aber er wollte alles daran setzen, Professor für die hebräische Sprache zu werden.

Lembcke war von hagerer Gestalt und ging meist etwas gebeugt. Sein dunkelblondes Haar hing lang und strähnig in den Nacken. Das Gesicht zeigte wenig Bewegung, nur seine kleinen grauen Augen sprangen unermüdlich von einem Gegenstand zum andern.

Bartholomäus Lembcke war als fahrender Scholar aus Thüringen nach Rostock gekommen und hatte sich an der juristischen Fakultät festgesetzt. Sein unermüdlicher Fleiß, seine bohrende Hartnäckigkeit und ein Glückszufall hatten dazu geführt, daß der Landesherr auf ihn aufmerksam geworden war und sich regelmäßig über ihn berichten ließ. Das alte Recht taugte nicht mehr für das kommende Jahr-

hundert. Man brauchte neue Gesetze, neue Verordnungen, neue Vorschriften. Die Macht des Landesherrn mußte von alten Fesseln befreit werden, und dazu brauchte man neue, junge Leute.

Von Zeit zu Zeit befahl der Landesherr den jungen Rechtsgelehrten in eine seiner Residenzen und verpflichtete ihn zu kleinen Diensten. Lembcke mußte alte, unleserlich gewordene Verträge abschreiben, die verstaubte Büchersammlung des Fürsten in eine neue Ordnung bringen, den Stammbaum des Fürstenhauses aufzeichnen und zu besserer Übersicht führen.

Und seit einiger Zeit bekundete der Herzog Lembcke gegenüber ein ganz besonderes Interesse: er wollte wissen, was es mit den Juden auf sich habe. Er war tief an sie verschuldet und mußte ihnen dafür ständig neue Privilegien verleihen. Ein größeres Bethaus in dieser Stadt. Die Ansiedlung einer zugewanderten Judenfamilie in jenem Marktflecken.

Die Juden hatten sich ausgebreitet wie Abrahams Samen und unterhielten in fast allen Städten des Landes Synagogen. Sie hatten weitreichende Verbindungen und wußten das Neueste aus aller Welt immer zuerst. Und danach trafen sie ihre Entscheidungen.

Zuerst war Lembcke über den Auftrag des Herzogs nicht erfreut oder gar geschmeichelt. Er kannte zwar ihre Sprache auf geschriebenen oder gedruckten Buchseiten, aber lebendige Juden waren ihm unvertraut und fremd. Seine Bedürfnislosigkeit

ersparte ihm das Schuldenmachen und Geldleihen. Von theologischen Streitigkeiten verstand er nichts. In seinen juristischen Büchern fand er nichts über die Juden. Was mochte der Herzog im Schilde führen? Gleichviel, etwas würde auch für ihn herauspringen, und daher war er bereit, dem fürstlichen Befehl in allen Punkten nachzukommen.

Zufällig hörte er davon, daß sich die Sprache der Juden wachsenden Interesses erfreute... Darauf also wollte der Herzog hinaus! Wie gut traf es sich, daß Lembcke die fremden Schriftzeichen schon beherrschte und die Bücher von rechts nach links, von hinten nach vorn lesen konnte!

Im Haus wurden Geräusche hörbar, und Lembcke ärgerte sich über die Störung. Wieder ein Student, der mit einer Übersetzung nicht zurechtkam?

Ein Bote des Universitätsrektors quälte sich die enge Treppe zu Doktor Lembcke hinauf, memorierte kurz im eigenen Gedächtnis den ungewöhnlichen Auftrag, den er übermitteln sollte, stellte sich vor Lembcke in Positur und legte im üblichen Singsang los.

„Der allergnädigste Herzog und Herr hat dem verehrungswürdigen Rektor dieser Alma mater auf Grund seiner Rechte, Gewalten und Pflichten folgende Weisung erteilt. Die hochwürdigsten Professores Theologiae und Juris utriusque sollen sich sofort auf den Weg nach Mons Stellarum, id est Sternberg, machen, um an einem großen Prozeß wegen eines abscheulichen Verbrechens der Juden mitzuwirken, bei dem die beiden Herzöge

selbst den Vorsitz führen werden. Sie sollen unverzüglich aufbrechen. Und es ist der ausdrückliche Befehl des allergnädigsten Herzogs und Herrn, daß sich der hochgelehrte Doktor Bartholomäus Lembcke diesem Zug anschließt, da seine speziellen Kenntnisse in Judaicis von besonderem Wert sind.“

Hier geriet der Bote ins Stocken, denn es widerstrebt ihm als aufrechtem Rostocker, daß ein Zugereister und Herzogsgünstling ein solches Lob erfuhre.

„Mons Stellarum?“ fragte Kembcke. „Kenne ich nicht. Wo soll das sein?“

„Das Städtchen Sternberg liegt höchstens drei Tagesreisen weit von hier. Mit einem guten Pferd schafft man es auch in zwei. Der hochgelehrte Herr Doktor soll sich aus dem herzoglichen Stall bedienen. Er soll sich auf eine längere Abwesenheit von Rostock einrichten. Befehl erteilt am vierten des Monats August des Jahres 1492. Der hochgelehrte Herr Doktor möge meinen Auftrag laut wiederholen und mit einem Handschlag bestätigen.“

Lembcke tat, wie ihm geheißen, und wußte nicht, was er von dieser Sache halten sollte. Doch zum Fragen kam er nicht mehr, denn der Bote des Rektors stieg bereits die Treppe wieder hinunter. Lembcke sah nur noch einen etwas abgewetzten Fuchsschwanz an der Kopfbedeckung schimmern.

Der Doktor packte eilig einige wenige Habseligkeiten zusammen, ein weißes Hemd, einen Kamm, eine Schermesser für den Bart und sein Schreib-

zeug. Dann ließ er sich im herzoglichen Stall, um den die Rostocker meist verächtlich einen Bogen machten, ein Pferd geben und begab sich voller Erwartung und Spannung zum Kröpeliner Tor, wo man sich versammeln wollte. Kam da der Auftrag seines Lebens auf ihn zu?

Die hoch- und verehrungswürdigen Professoren waren schon zur Stelle, zwangen sich ein grüßendes Kopfnicken ab und wiesem dem Doktor den letzten Platz im Zuge zu. Wenn man diesen Streber nun schon mitnehmen mußte, dann wollte man ihn eben nicht beachten! In der Hansestadt Rostock liebte man den Herzog nicht, und an der Universität erst recht nicht.

Lembcke kümmerte sich nicht um die anderen. Stellarum mons... War das nun ein Berg aus Sternen oder ein Berg unter Sternen? Gab es dort überhaupt einen Berg?

Am Abend des zweiten Tages kam endlich das Städtchen Sternberg in Sicht. Auf dem samtblauen Nachthimmel erschienen nun wirklich strahlende Sterne. Über die niedrigen Dächer rieselte das Mondlicht. Die gedrungene Kirche stand als dunkler Block gegen den Himmel. Welch ein friedliches Bild! Lembcke richtete sich im Sattel auf, gab dem Pferd die Sporen, setzte sich an die Spitze und zwang somit die anderen zu einer schnelleren Gangart.

Das fürstliche Amtshaus machte einen lächerlich kleinen Eindruck. Stadtknechte beleuchteten mit Fackeln den Vorplatz. Pferde schnaubten. Unruhe

lag über dem Gelände. Das Innere des Hauses war von Kerzen und Öllampen erhellt, aufgeregte Stimmen drangen nach außen. Was ging hier vor?

Hinter einem rohen Holztisch in der verräucherten Diele saß Herzog Magnus neben seinem jüngeren Bruder Balthasar. Vor ihm standen Männer in langen Gewändern und mit langen Bärten, aufrecht und mit erhobenen Häuptern, die Hände mit Stricken auf dem Rücken gebunden.

Herzog Magnus wußte nicht mehr, wie er sitzen sollte. Das Bein, an dem er vor fünf Jahren eine schwere Verletzung davongetragen hatte, schmerzte zum Wahnsinnigwerden. Er streckte es aus, zog es wieder an sich, legte es auf einen Schemel - nichts half! Der Schmerz trieb ihm die Schweißperlen auf die Stirn.

Aber er mußte diesen da und aller Welt zeigen, wer hier Herr im Hause war. Daß er aus einem anderen Holz geschnitzt war, als sein Vater, den man nur noch den Dicken genannt hatte. Der hatte alles in sich hineingestopft, was ihm unter die Finger gekommen war. Das halbe Land Mecklenburg hatte er verschlungen. Auch diese da vor ihm hatten ihm immer wieder Geld besorgt und das fürstliche Haus in tiefe Schulden gestürzt.

Seinen fürstlichen Herrn Bruder, den Herzog Balthasar, hatte Magnus nur mit großer Mühe bewegen können, ihm zur Seite zu sitzen und einmal nicht zur Jagd zu gehen oder die nächste große Reise zu planen. Aber nur sein Körper saß da, die Gedanken waren woanders, und seine Blicke gingen durch die

bärtigen Männer einfach nur hindurch und machten nicht halt. Und nun wandte er sie auch noch ganz ab und betrachtete voller Interesse seine eng bebrillten Finger, einen nach dem anderen.

Der Schweriner Dompropst, der an einer der Schmalseiten des Tisches saß, gab unmißverständlich zu verstehen, daß er außergewöhnlich hungrig sei. Dem Schreiber fiel vor Müdigkeit der Federkiel auf das Protokollpapier und hinterließ einen häßlichen Klecks. Vielleicht sollte man für heute die Befragung beenden.

Zwar waren nun die Rostocker Gelehrten mit Doktor Lembcke gekommen, endlich, doch die waren wohl auch nicht frisch und ausgeruht und wußten ja nicht, was geschehen war, man mußte sie erst einmal unterrichten.

„Laßt die Frevler wieder in den Kerker werfen“, sagte der Herzog zum Bürgermeister. „Ist unsere Tafel vorbereitet? Und dann erklärt unserem jungen Doktor da, weshalb wir hier sind. Der soll es dann den Professoren mitteilen.“

Der Herzog stand auf, und die Schmerzen im Bein steigerten sich. Er biß die Zähne zusammen und schritt aufrecht in den Nebenraum, wo die Tafel für ihn und seine Begleitung gedeckt war. Endlich wollte er seinen Hunger stillen, nachdem er den ganzen Tag an den Befragungen teilgenommen hatte.

Herzog Magnus war klein, bartlos, gebeugt, eine graue Unscheinbarkeit, in allem das Gegenteil seines großen und schwergewichtigen Vaters. Übereinstimmend war man der Meinung, daß er ganz

und gar nicht aussähe wie ein Herzog. An Essen und Trinken hatte er nur Gefallen, wenn er sehr hungrig war. Man mochte ihm noch so wohlschmeckende Gerichte vorsetzen - er wußte danach nicht zu sagen, was er da zu sich genommen hatte. Starker und reiner Wein bekam ihm schon lange nicht mehr, er verdünnte ihn mit soviel Wasser, daß der Weingeschmack fast verschwand. Der Herzog ließ sich auch heute die besten Bissen vorlegen, aß aber nur wenig. Er litt noch immer unter dem Hohn und Spott, der seinem dicken Vater zuteil geworden war und setzte alles daran, um solchem Schicksal zu entgehen.

Auf Doktor Lembcke prasselten atemberaubende Nachrichten nieder, und er hatte die größte Mühe damit, sie in dem Stimmengewirr ringsum bei all seiner Müdigkeit aufzunehmen. Er verstand es aber dennoch, guter Bissen von der Tafel, zu der man eilig den Gerichtstisch gemacht hatte, habhaft zu werden, und erfreute sich an Fasan, Wildschwein und Ungarwein.

„Unser gnädigster Fürst und Herr ist herausgefordert!“ übertönte der Bürgermeister die anderen Gespräche. „Die Juden haben das Sakrament geschändet und die heiligen Hostien durchbohrt. Sie verdienen nichts anderes als den Tod, und die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen!“

„Solches ist in diesen Landen schon öfter vorgekommen“, wandte Lembcke mit vollem Mund ein.

„Mag sein. Aber die Wunden Christi haben erneut geblutet. Und ehe dieses Blut über uns kommt, müssen die gottlosen Juden dran glauben.“

„Wie konnten Juden Hostien in ihren Besitz bringen?“

„Das ist es ja... Sie haben einen Priester verführt, Peter Däne, einen Sternberger Bürger. Mit ihren teuflischen Ränkespielen haben sie ihn zu Fall gebracht und zum Verrat bewogen. Das ist ihr zweites Verbrechen. Sie haben also mindestens zweimal den Tod verdient!“

Lembcke und der Bürgermeister wurden an die herzogliche Tafel befohlen. Auch hier überlegte der Doktor, wie er unauffällig zu fetten Bissen gelangen könnte, während der Bürgermeister dem Herzog Bericht erstattete. Lembcke hatte Erfahrung in eiliger Nahrungsbeschaffung, und der Herzog verfolgte schmunzelnd, wie der hagere Rechtsgelehrte seine Zähne in einen saftigen Hühnerschenkel grub und die Kehle mit dem starken Schwarzbier befeuchtete, das nur für die fürstliche Tafel gebraut wurde.

Belustigt und doch nicht ohne Tadel nahm er wahr, wie der Doktor in kürzester Zeit mit größtem Genuß eine halbe Gans verzehrte und dabei seine Augen über die Tafel schweifen ließ, ob vielleicht noch etwas Besseres da sei. Der Herzog ließ dem Doktor seinen noch wohlgefüllten Silberteller hinüberreichen. Der da mußte wohl ein wenig gefüttert werden!

Die anderen Teilnehmer der Tafelrunde suchten ihr Erstaunen mitsamt dem aufkeimenden Mißtrauen zu unterdrücken und wohlwollend und unbefangen dreinzuschauen. Wer war dieser verstaubte Hungerleider, den der Herzog so herausfordernd aus-

zeichnete? Lembcke stand auf, verbeugte sich gegen den Herzog, setzte sich dann wieder und begann mit der nächsten Runde seiner Mahlzeit.

Als der Herzog den jungen Gelehrten seinem Bruder Balthasar vorstellen wollte, stellte er voller Mißfallen fest, daß der die Tafel bereits verlassen hatte. Wieder einmal! Dabei hätte er ihm einen so guten Dienst erweisen können, denn hier ging es doch auch um eine geistliche Angelegenheit, für die der Bruder, der einst zum Bischof ausersehen gewesen war, sich doch nun wirklich interessieren sollte! Aber der verschwand einfach!

Der Herzog trug seinem Mundschenk auf, für die Unterbringung des Doktors zu sorgen und ihn mit angemessenen Kleidern zu versorgen, ganz gleich, woher. Woher wohl? knurrte der Mundschenk in sich hinein - von des Herzogs eigenem Kleiderwagen natürlich. Und als Herberge kommt wohl auch für ihn nur ein leeres Judenhaus in Frage. Davon haben wir ja nun genug. Keiner von den bisherigen Bewohnern wird je wieder dorthin zurückkehren. Soll der Doktor sehen, wie er darin zurechtkommt.

Der Herzog quälte sich über die schmale Stiege in das obere Stockwerk des Amtshauses, wo sein Nachtlager eingerichtet worden war. In der Kammer nebenan schnarchte schon sein Bruder Balthasar. Herzog Magnus aber konnte nicht einschlafen. Würde man sein Zeichen verstehen? Er selbst würde dafür sorgen, daß Frevler ihre verdiente Strafe erhielten. Den Scheiterhaufen. Das Schwert. Den Galgen. An den Juden würde er ein Beispiel aufrichten. Die Geistlichkeit sollte ihm dafür auf den

Knien danken.

Auch Doktor Bartholomäus Lembcke konnte nicht einschlafen. Das ihm zugewiesene Quartier war ihm einerseits höchst unangenehm, erfüllte ihn andererseits aber mit großer Neugier. Seit Monaten hatte er kein so komfortables Lager zur Verfügung gehabt. Wer hatte hier gewohnt? Ein feiner Duft nach fremdartigen Gewürzen durchzog das verlassene Haus.

Doch Bartholomäus Lembcke wehrte sich dagegen, daß er in dieser Weise mit Judenangelegenheiten befaßt wurde. Was gingen ihn diese Fremden und Außenseiter an? Das einzige, was ihn wirklich interessierte, waren ihre Bücher, ihre Schrift und Sprache. Manchmal meinte er ein Flüstern in fremden Lauten zu hören, undeutliche Gestalten durch den Raum huschen zu sehen. Bisweilen erklang es wie ein Gesang.

Auch Nikolaus Klevenow, der Schweriner Dompropst, konnte nicht zur Ruhe finden. Er fühlte sich verpflichtet, trotz der vorgerückten Stunde den Priester Peter Däne aufzusuchen, der in seinem eigenen Hause gefangengehalten und von herzoglichen Knechten bewacht wurde. Klevenow und Däne kannten sich seit Jahrzehnten, denn sie waren in der gleichen Stadt großgeworden.

Peter Däne war als junger Mensch wortkarg und langsam gewesen, er fühlte sich schnell in die Enge getrieben und hatte große Mühe, Gelerntes zu behalten und in Zusammenhänge zu stellen. Seine Eltern hatten ihn zum geistlichen Stand bestimmt und setzten alles daran, daß er dieses Ziel erreichte, obwohl sie nicht gerade mit Reichtümern gesegnet waren.

Sie brachten den Nachbarjungen Nikolaus Klevenow, der von schneller Auffassungsgabe war, dazu, ihren Sohn in den Wissenschaften zu unterstützen, sodaß er wenigstens flüssig lesen und leserlich schreiben konnte. Mit dem Latein blieb er freilich auf Kriegsfuß, aber was machte das schon - die laut ausgesprochenen heiligen Worte wirkten auch, ohne daß man sie verstand.

So meldete er sich zu den geistlichen Weihen, man schor ihm ein rundes Loch in sein spärliches fahlblondes Haar, und durch weitläufige verwandtschaftliche Beziehungen erhielt er eine kleine Pfründe in Sternberg, die ihm einen mageren Lebensunterhalt sicherte.

Seit Jahren hatte Nikolaus Klevenow nichts von ihm gehört, und es wollte nicht in seinen Schädel, daß dieser blasse, nichtssagende Mann einen Skandal heraufbeschworen hatte, der das ganze Land erschütterte.

Da hockte er nun mit hängendem Kopf, herabgezogenen Schultern und offenem Mund vor ihm, unsauber, unrasiert, und starrte vor sich hin. Daß der Schweriner Dompropst persönlich zu ihm kam,

schien ihm nicht das geringste Erstaunen abzunötigen. Er war vorzeitig gealtert, hatte Haare und Zähne verloren und sehnte sich zweifellos nach einem weichen Lager. Der wohlbeleibte Schweriner Dompropst erschien dagegen trotz seines frühzeitig weiß gewordenen Haars mit seinem frischen Gesicht wie das blühende Leben.

Der Propst bemühte sich um einen umgänglichen Ton und vermied die Amtssprache.

„Warum hast du das bloß getan, Peter Däne, hast du denn nicht gewußt, welche schwere Schuld du damit auf dich laden würdest? Und wieviel Ärger du damit machst?“

„Es war ja bloß wegen dem Bischof.“

„Das mußt du mir schon erklären!“

„Der Bischof hat befohlen, daß wir unseren Bett-schatz hinauswerfen. Meine Köchin aber wollte nicht gehen, sie hatte mich in ihren Klauen, denn ich hatte ihren Grapen verpfändet.“

„Grapen? Was ist das, ein Grapen?“

„Ihr speist eben immer nur von silbernen Tellern, Ihr habt es vergessen... Ein Grapen ist ein Kochtopf auf drei Beinen, den man über das offene Feuer stellt, meine Köchin machte darin unseren Brei aus Brot und Milch und Körnern und Honig, gut machte sie das, ich konnte gar nicht genug davon bekommen. Was hat unsereiner auch sonst vom Leben?“

Aber sie wollte immer mehr von mir, bald ein neues Gewand, bald ein neues Bettfell, wie sollte ich das beschaffen, ohne Schulden zu machen? Mein Nachbar, der Jude Eleazar, wollte mir nichts mehr geben, er verlangte ein Pfand, und ich gab ihm den

Grapen. Es war ein sehr schöner Grapen, müßt Ihr wissen, fast noch neu, er war aus Eisen geschmiedet, und an den Füßen hatte er Verzierungen. Kattrins Vater hatte ihn gemacht, er ist Schmied. Kattrin war sehr stolz auf ihren Vater und auf ihren Grapen.“

Peter Däne stieß die Worte mit großer Eile aus sich heraus, es tat ihm wohl, daß der Dompropst zuhörte und nicht dazwischenfuhr. Schon lange hatte er nicht mehr zusammenhängend gesprochen.

„Ich habe den Grapen mit den Hostien eingelöst. Mit Geld konnte man da gar nichts mehr machen, bei den gestiegenen Zinsen.... Und überhaupt - ich hatte ja noch andere Schulden. Und nun hat mir der Grapen die Hölle eingebracht.“

Der Dompropst zwang sich auch weiter zum Schweigen, obgleich ihm harte Gegenrede schon auf der Zunge lag. Nein, nicht der Grapen, deine Fleischeslust hat dir die Hölle verdient.... Aber er sagte diese Worte nicht.

„Was hast du für die Verpfändung des Grapens bekommen?“

„Vier Schilling Lübis.“

„Judas verriet den Herrn für dreißig Silberlinge“, wollte Klevenow sagen, aber er unterdrückte auch diese Worte.

„Wo ist deine Köchin jetzt?“

„Sie hat mich verlassen und verflucht, das Kind hat sie zu ihrem Vater gegeben; sie weigert sich, mich mit Speisen zu versorgen, und ich habe doch sonst niemanden.“

„Du hast Hunger?“

Peter Däne nickte, und Nikolaus Klevenow ging hinaus und trug einem der herzoglichen Wachknechte auf, etwas Eßbares zu beschaffen, ganz gleich woher. Dem Knecht kam das sehr gelegen, denn er hatte ein großes Stück Fleisch von der herzoglichen Tafel mitgehen lassen und inzwischen Gewissensbisse wegen dieser Dieberei bekommen. Gut, daß er den Leckerbissen auf diese Weise loswerden konnte, wenn sich auch der Dompropst wunderte, daß der Knecht so schnell wieder da war. Peter Däne schlang die Bissen fast unzerkaut hinunter.

„Und nun? Du weißt, was dich erwartet.“

„Ja, Herr. Der Tod.“

„Ich werde dich davor nicht bewahren können. Hast du das Kind gesehen?“

„Ja, Herr, ein schönes Kind, ein Junge, er soll Priester werden.“

„Wo lebt der Vater deiner Köchin?“

„In Wodenmoor, Herr, eine Tagereise von hier.“

„Hast du noch andere Kinder?“

„Ich weiß es nicht, Herr....“

Der Sternberger Pfarrer, bei dem Klevenow einquartiert war, mußte lange auf seinen Gast warten und fürchtete schon, ihm sei ein Unglück zugestoßen. Endlich hörte er mit Erleichterung ein Klopfen an der Tür.

„Seid Ihr wohlauf, Herr?“

Doch der Dompropst war viel zu sehr mit seinen eigenen Überlegungen beschäftigt und überhörte

die Frage.

„Wie bist du mit dem Priester Peter Däne ausgekommen?“ fragte er nun selbst. Der Pfarrer zögerte. Aus seiner Antwort könnte man vielleicht Komplizenschaft heraushören. Aber ebensogut auch Pflichtvergessenheit.

„Er ist ein einfältiger Mensch, Herr. Schwer war mit ihm auszukommen. Aber das war ja auch natürlich, denn der Teufel hatte ihn schon lange in seiner Gewalt.“

Als sich Dompropst Nikolaus Klevenow endlich auf seinem Nachtlager ausstreckte, fühlte er sich belastet und unwohl. Dieser unglückselige Priester erfüllte ihn mit Abscheu und rührte ihn zugleich. Er war ja nicht der einzige Konkubinarius in diesem Sprengel.

Auch der Dompropst war nicht frei von den Versuchungen und Lüsten des Fleisches, wenn er dazu auch keiner Köchin bedurfte, denn er erhielt seine Mahlzeiten in der Mensa der Domherren. Er war reich, er konnte seine heimlichen Freuden mit Geld bezahlen. Seine Sünden und Verfehlungen würde er auch weiterhin geheim halten. Nie würde er so unbefangen darüber sprechen können, wie dieser schuldbeladene Priester.

Aber der wußte eben, daß er sterben mußte, was sollte ihm noch passieren? Wie unterwürfig und fast demütig ihm das „Herr“ von den Lippen ging, obwohl doch niemand dabei war, den er noch hätte günstig stimmen können.

Dompropst Nikolaus Klevenow fühlte so etwas wie Zuneigung. Mitleid. Nein, helfen konnte er dem ungetreuen Priester nicht. Die Gerechtigkeit mußte schon ihren Lauf nehmen, auch wenn der irdische Richter selbst schuldig war und sich beim Jüngsten Gericht gleichfalls angeklagt sehen mußte. Die Lust des Fleisches war die eine Sünde. Und ihr Verbergen die andere.

War es wirklich nur Verbergen, war es nicht schon Lüge? Er war es schließlich gewesen, der den Bischof zu dem Befehl veranlaßt hatte, daß die Priester ihre Konkubinen davonjagen sollten. Er hatte dem Bischof die Worte vorgeschrieben und sich dabei als treuer und zuverlässiger Diener gefühlt. Warum konnte er jetzt nicht die Verschwiegenheit des Priesterhauses nutzen und sagen: Bruder, auch ich habe gesündigt.

Der Dompropst nahm mit Bestürzung wahr, daß ihm die Tränen über das Gesicht liefen, und er wußte, was das bedeutete. Die Wahrheit. Das Gewissen.

Nikolaus Klevenow fand keinen Schlaf, so sehr er sich auch darum bemühte. Keines der altbewährten Erinnerungsbilder wollte helfen: nicht die Vergegenwärtigung der endlosen Kapitelsitzungen, die monotone Stimme des Vortragenden, die tiefen Atemzüge der eingeschlafenen Domherren, das sanfte Geräusch der Regentropfen, die sich Einlaß durch das löchrige Dach verschafften. Nicht die Rückbesinnung auf die langen Gottesdienste, eingehüllt in weitausholende Gesänge und dichte Weihrauchschwaden, die unweigerlich zu einem

Nickerchen führten. Nicht das Gedenken an die vielen guten Weine, die durch seine Kehle geflossen waren, als er noch ein rüstiger Zecher war und noch keine stechenden Schmerzen und Beschwerden verspürte. Oft war der Wein sein freundlicher Schlafbringer gewesen.

Im Morgengrauen stand er übelgelaunt auf, ließ sich einen süßen Brei zubereiten und sagte dann, er wolle ausreiten und wisse nicht, wann er zurückkomme.

„Ihr nehmt nicht an den heutigen Verhören teil, Herr?“ fragte der Pfarrer enttäuscht, der sich nur ungern die neuen Ungeheuerlichkeiten entgehen ließ.

„Was gehen mich denn die Juden an?“ brummte der Dompropst. „Zwei Herzöge sollten ausreichen, um mit ihnen fertigzuwerden. Das geschändete Sakrament ist ja bei dir in sicherer Obhut. Ich muß nicht überall dabei sein.“

Der Propst ließ sich Wegzehrung einpacken, zog wetterfeste Kleidung an und ritt los. Es war ein schöner, klarer Herbsttag, frisch und kühl, und Nikolaus Klevenow fühlte sich trotz der schlaflosen Nacht nach einiger Zeit frisch und ausgeruht und freute sich über seinen raschen Entschluß, dem herzoglichen Amtshaus fernzubleiben. Da würden sie nun wieder sitzen, Herzog Magnus ganz Landesherr und Hüter aller Gerechtigkeit, Herzog Balthasar mit seinen Gedanken vielleicht in Jerusalem, in Rom oder in Santiago del Compostela.

Es war auch dem Dompropst schon zu Ohren ge-

kommen, daß man allenthalben die Juden vertrieb. Der Herzog wollte mithalten. Und bei den wehrlosen Juden konnte er sich endlich einmal durchsetzen. Das war doch nur eine Demonstration gegenüber dem Klerus: Seht her, ich garantiere den Sieg der Ecclesia über die Synagoge! Aber wen interessierte das schon? Wenn es darauf ankäme, würde der Herzog auch den Sieg über die Ecclesia genießen. Man mußte ihm deutlich machen, daß er die Ecclesia nicht so einfach an seinen Richtertisch befehlen durfte.

Jeden, den der Dompropst unterwegs traf, fragte er nach dem Weg. Jeder gab bereitwillig und freundlich Auskunft, manche in flüssiger Rede, andere stockend und unbeholfen. In dieser fast menschenleeren Gegend hatte man nicht viel Übung im Reden. Die meisten konnten ihre Wißbegier nicht zügeln: was denn der vornehme Herr an einem so schlechten Ort wolle? Dort, wo sich der heidnische Wode vor dem Kreuz versteckte...

„Ich will prüfen, ob das heilige Sakrament dort auch würdig und sicher aufbewahrt wird.“

Die meisten setzten ein Feiertagsgesicht auf und schlugen ein Kreuz, sie mochten den Dompropst für den lieben Gott persönlich oder gar den heiligen Nikolaus halten. Nur einer sagte: „Aber dort werdet Ihr vergeblich nach einer Kirche suchen, Herr.“

Schon lange hatte sich Nikolaus Klevenow keinen solchen Ausritt gegönnt. Die Jagd war ihm zuwider, und es war nicht üblich, einfach so draufloszureiten. Nun hatte er zwar ein Ziel, aber eigentlich war es

weit unter seiner Würde, und er fragte sich, warum in aller Welt er dieses Ziel verfolgte.

Das Pferd ging langsam und vorsichtig, denn der Boden unter seinen Hufen wurde weich. In schwarzen Wasserlöchern gluckerten Blasen. Nikolaus Klevenow war ins Moor geraten und sich nicht sicher, ob er den Weg noch erkannte. Und nun wollte das Pferd nicht weiter, riß den Kopf hin und her und ließ ein lautes Schnauben hören. Sollte der Dompropst etwa seinem Pferd gehorchen und umkehren? Dann wäre der Weg bis hierher umsonst gewesen.

Schon wurde der rechte Vorderlauf vom Moor eingesogen und ließ sich nicht mehr herausziehen. Das Pferd geriet in Angst, zitterte wie Espenlaub und wieherte schrill. Blitzschnell wurde dem Propst seine Lage bewußt. Tod im Moor. Ohne Sündenvergebung, ohne Wegzehrung. Und der Herzog mußte annehmen, er sei vor seiner Aufgabe davongelaufen.

Die Dämmerung hüllte sich in weiße wogende Schleier. Schatten huschten über die glucksenden Wasserlöcher. Freuten sich die Geister der Hinabgesunkenen schon über ihren neuen Gefährten? Das Pferd konnte keinen Lauf mehr bewegen, sein Wiehern ging in markerschütternde Todeschreie über.

„Holla! He!“ schallte es über das Moor. Das war eine menschliche Stimme.

„Zu Hilfe! Helft mir!“ schrie Nikolaus Klevenow, dessen Füße schon im Moor steckten.

Seitlich tauchte ein Kopf auf, von einer spärlich glimmenden Fackel beleuchtet. Vom Gesicht sah man nur Augen und Nase, alles andere war von struppigem rötlichgrauem Haar verdeckt. Der Körper steckte in Fellen.

„Sieh an, ein feiner Herr gibt uns die Ehre!“ kam es aus dem Haardickicht. „Was kriege ich, wenn ich Euch rette? Sagt nicht, Euer Pferd, denn das ist nichts mehr wert.“

„Ich bin der Dompropst von Schwerin! Ihr müßt mir helfen!“

„Euresgleichen sollte man besser versinken lassen!“

Der Fellmann kam näher. Seine Füße standen auf runden großen Trittflächen, die aus Weidenzweigen geflochten waren und nicht so schnell in den weichen Untergrund eindringen. Solche Moorscheuhe reichte er auch dem Propst.

„Bindet sie an Eure Füße! Verabschiedet Euch von Eurem Pferd und kommt mir nach!“

Der Dompropst tat, wie ihm geheißen und ließ sich mit großer Mühe vom Pferd herab. Und siehe da, das Moor trug ihn, aber es wollte ihm das Herz zerreißen, daß er sein Pferd hilflos zurücklassen mußte.

„Starrt nicht auf Euren Gaul! Hier holt sich der Wode sein Lieblingstier selbst. Ihr müßt Euch bewegen, sonst versinkt auch Ihr und ich habe keinen Gewinn mehr von Euch! Der Wode würde sich freilich freuen, noch mehr als über das Pferd.“

Es erschien fast unmöglich, sich auf dem Weidengeflecht vorwärtszubewegen, aber dem Dompropst war nun schon alles gleich, wenn er nur nicht versank! Das Wiehern wurde schwächer und verstummte ganz. Nikolaus Klevenow wandte sich nicht um.

Der Boden wurde wieder fester, und im Dämmerlicht tauchten die Umrise einer Hütte auf. Ein Halbwüchsiger wurde in der offenen Tür sichtbar, auch er war in Felle gekleidet, auch ihm hingen die Haare ins Gesicht.

Auf einem rohen Holztisch glimmte ein Kienspan. Eine Frau schnellte von einem Baumklotz hoch und verschwand in einer dunklen Ecke. Es stank nach Kot und Verfauletem.

„Der Dompropst von Schwerin ist gekommen“, sagte der Alte, „und er will deinen Bankert holen, damit er alles lernen kann, was ein Bischof oder auch nur ein Pfarrer wissen muß. Denn unter dem tun wir's nicht! Mich aber müßt Ihr auszahlen, heiliger Vater, denn ich verliere eine Arbeitskraft. Und wenn Ihr meine mißratene Tochter, das Pfaffenliebchen, auch noch mitnehmt, fehlen mir zwei.“

Der Junge erhob ein ohrenbetäubendes Geschrei: „Ich geh nicht nicht, ich geh nicht mit!“ Und er zog ein rostiges Messer aus dem Gürtel, um sich zu verteidigen.

Der Propst meinte noch immer, er müsse im Moor versinken. Dabei hatte er doch eigentlich fragen wollen, womit er diesen Menschen helfen könnte, aber diese Frage müßte er wohl an sich selbst rich-

ten, und eine Antwort darauf wußte er nicht.

„Hast du ein Pferd für mich, Schmied?“

„Ich habe etwas Besseres für Euch. Ihr könnt auf meiner alten Ziege zu Eurem prächtigen Dom zurückreiten, falls Ihr Euch darauf versteht. Ich lasse sie Euch wohlfeil. Euer feines Gewand könnt Ihr mir hier lassen, das paßt nicht zu solchem Ritt.“

Der Alte kicherte und schlug mit den Handflächen auf die Tischplatte.

„Hast du ein Nacht Mahl für mich? Ein Schlaflager?“

„Da sind noch ein paar abgenagte Knochen! Schlafen könnt Ihr bei der Kattrin, die versteht sich auf Pfaffen. Bedienen kann ich Euch freilich nicht, ich muß mit dem Bankert da noch zu einem feierlichen Amt. Gebt mir Eure Jacke, ich will mich auch einmal putzen.“

So sehr sich Klevenow auch sträubte und wehrte - der Alte zog ihm die Jacke herunter, und der Junge stand grinsend vor ihm. Ja, das war der Sohn von dem unglückseligen Peter Däne, daran konnte kein Zweifel bestehen. Die Gesichter waren die gleichen, doch während bei Peter Däne etwas Mürrisches und Zänkisches zu finden war, herrschten auf dem Gesicht des Jungen Bosheit und Verschlagenheit.

Nachdem sich der Alte in Klevenows Jacke gehüllt hatte, riß er die Tür auf und stapfte hinaus, der Junge folgte. Sie gingen tief in das Moor bis zu einer Stelle, an der ein gewaltiger Stein mit einer abgeflachten Spitze aus dem Grund hervorragte. Mit Hilfe der mitgebrachten Stangen arbeitete sich der Alte dicht an den Stein heran und schüttete ein

Beutelchen auf der glatten Fläche aus: Weihrauchkörner, Werg, Fäden aus Peter Dänes Priestergewand, Teile von Pferdeknochen, einen Menschenzahn. Dann schlug er geschickt Feuer aus einem Stein, entzündete das in Öl getränkte Werg, sah zum Himmel und zur Erde und murmelte dreimal: „Wodaan, Wodaan, Peter Däne de schall doot gaan!“

Unbeweglich stand er vor dem Stein, und die blanken Knöpfe des Propstgewandes blitzten im Feuerchein. Als die Flammen erloschen waren, prüfte er die verkohlten und angesengten Reste und nickte befriedigt. Dann piff er nach dem Jungen, der sich angstschlotternd hinter einem Busch versteckt hatte, und sie traten den Rückweg an.

Es war kein guter Einfall, hierher zu reiten, dachte der Propst. Hoffentlich käme er mit heiler Haut aus dieser Räuberhöhle! Nun war er mit Peter Dänes Bettschatz allein, war hungrig und fror und wußte nicht, wie er wieder wegkommen sollte. Die Frau war über ihre Jahre hinaus gealteret, das sah Klevenow selbst bei dieser spärlichen Beleuchtung.

„Du bist Kattrin, die Köchin des Priesters Peter Däne?“

„Ihr dürft nicht in diesem Hause bleiben, Herr, Ihr müßt fort!“

„Antworte auf meine Frage! Wie lange bist du bei Däne gewesen?“

„Ihr seid in großer Gefahr, flieht, solange es noch Zeit ist!“

„In der Dunkelheit? Ohne Pferd? Ohne Jacke?“

„Ich werde Euch führen. Vertraut mir oder Ihr seid verloren.“

Kattrin sprach leise, aber so eindringlich, daß der Propst sich ihren beschwörenden Worten nicht entziehen konnte.

„Und du? Was werden sie mit dir machen?“

„Auch ich kann nicht hierbleiben. Sie schlagen mich und geben mir nichts zu essen. Er hat den bösen Blick. Er ist vom Teufel besessen. Flieht, Herr, ich zeige Euch den Weg aus dem Moor.“

Kattrin packte einige Habseligkeiten zusammen und gab dem Propst einen Umhang aus Schaffellen und weidengeflochtene Moorscheuhe.

Über dem Moor lag eine helle Mondnacht. Kattrin kannte den Weg und bewegte sich geschickt auf ihren Trittplätzen, Klevenow kam kaum hinterher. Nach einiger Zeit erreichten sie festen Boden und konnten auf das Weidengeflecht verzichten.

„Ihr seid in Sicherheit, Herr. Hier habt Ihr etwas zu essen. Wenn nur die Wölfe nicht kommen! Verstoßt mich nicht, Herr!“

„Ich bin dir zu Dank verpflichtet. Und ich brauche dich als Zeugin.“

Klevenow fühlte sich erschöpft und todmüde. Sie stießen auf einen verlassenenen Schafperch und ließen sich auf der spärlichen Strohschütte nieder. Der Propst mühte sich mit hartem Brot und brackigem Wasser ab, ließ das Brot im Mund weich werden, um sich keinen Zahn auszubeißen, und dachte

darüber nach, wann er zum letztenmal diesem Brotgeschmack so nachhaltig begegnet war. Bisweilen sank er in einen Halbschlaf, schreckte aber immer wieder hoch, wenn es draußen knackte und raschelte. Schließlich sagte er: „Erzähle mir von deinem Grapen.“

Auch Kattrin fuhr aus leichtem Schlummer hoch und lallte mit müder Stimme: „Woher wißt Ihr...? Hier ist der Grapen, Herr, ich will ihn nicht mehr; er hat uns nur Unglück gebracht.“

Klevenow spürte hartes kaltes Eisen und nahm den schweren Grapen in die Hand. Damit hatte sich Kattrin also abgeschleppt!

„Es war das einzige Geschenk meines Vaters. Damals lebte er noch als Christenmensch. Mein Brotherr hat es an unseren Nachbarn, den Juden Eleazar, verschachert. Ich war traurig und zornig und habe gedroht.“

„Womit?“

„Ich kann es nicht sagen, Herr...“

„Du mußt. Sag es lieber hier und ohne Zeugen. Du weißt, wie man mit deinesgleichen verfährt.“

„Er hat sie umgebracht, Herr... Drei an der Zahl.“

„Wen? Kinder? Deine - seine - Kinder?“

„Ja, Herr. Kaum, daß sie das Licht der Welt erblickt hatten.“

„Bereust du diese Sünde?“

„Ja, Herr.“

Mit ungeduldiger Spannung erwartete der Dompropst den Anbruch der Morgendämmerung. Sie würden ein Haus finden. Sein Geld würde für ein

Pferd reichen.

„Wenn ich nur wüßte, wohin mit dir,“ sagte Klevenow. „Mir fällt nur der Wismarer Beginenhof ein, aber der Weg dorthin ist weit, und die Vorsteherin, die ein Wörtchen mitzureden hätte, ist auf Pilgerfahrt.“

„Wenn Ihr ein gutes Wort für mich einlegt, könnte ich vielleicht im Tönnieshof bleiben. Der liegt hier in der Nähe, und ich kenne mich aus. Aber ohne Fürsprache wird man mich nicht aufnehmen, denn mein Vater ist dort übel beschrien, seit er sich als Kranker eingeschlichen hat, um von den Brüdern neue Hexereien zu lernen, wie er sagte.“

Der Tönnieshof... Klevenow wollte schon abwinken, denn die Antoniterpräzeptorei mit den großen Krankensälen war ihm selbst nicht ganz geheuer. Die Mönche arbeiteten und heilten dort im eigenen Auftrag, ließen sich von keinem Bischof etwas sagen, und den Schweriner Dom ließen sie einfach links liegen.

Aber der Tönnieshof lag in der Nähe, der Beginenhof hingegen war fern, und vielleicht paßte Papenkatrin besser zu den Kranken mit dem unheimlichen Antoniusfeuer.

Nach seinem lebensgefährlichen Ausflug ins Moor brauchte der Schweriner Dompropst einige Tage, um sich zu beruhigen und zu erholen. Mehrere Male war er drauf und dran, Sternberg zu verlassen und nach Schwerin zurückzukehren. Er fühlte sich verunsichert: worauf wollte er bei seinen Befragungen

denn pochen? Der Boden, auf dem er stand, war nicht nur morsch und brüchig, sondern - schlimmer noch!- weich und ohne festen Halt. Die Erfahrung von Wodenmoor hatte den Propst verändert. Aber ihm waren Pflichten auferlegt, und vor denen durfte er nicht einfach davonlaufen.

Schweren Herzens entschloß er sich, den Priester Peter Däne noch einmal aufzusuchen, nachdem er eine üppige Mahlzeit voraufgeschickt hatte. Er fand ihn betrunken und mußte sich die Schuld daran selbst zuschreiben, denn er hatte der Mahlzeit auch noch einen Krug mit Branntwein hinzugefügt, und den hatte Peter Däne eiligst geleert, das Essen hingegen fast unberührt gelassen.

„Ich bin ein schlechter Mensch, Herr, ein großer Sünder“, empfing er lallend den Propst, „ich habe nichts als den Tod verdient, verschwendet nicht Eure Zeit mit mir.“

„Du hast recht, du wirst deiner gerechten Strafe nicht entgehen“ - diese Worte drängten sich dem Propst auf die Zunge, aber es gelang ihm auch diesmal, sie zurückzuhalten.

„Jetzt iß erst einmal tüchtig, damit du den Branntwein unter deine Gewalt bekommst. Wie konntest du ihn nur in deinen völlig leeren Magen schütten! Du bist unvernünftig, Peter Däne!“

„Ich bin ja nur ein armer Meßpriester und habe keine hohen Schulen besucht wie Ihr. Und ich ende am Galgen - was soll mir da Vernunft?“

Immerhin folgte er der Aufforderung des Propstes und machte sich über ein Bratenstück her, an dem

er jedoch wegen seiner Zahnlosigkeit schnell scheiterte.

„So wird es nichts!“ sagte der Propst. „Schneide dir das Fleisch in kleine Stücke. Oder soll ich dich vielleicht noch füttern?“

Der Priester schwieg und gehorchte und schlang das Fleisch schmatzend und unzerkaut hinunter. Der Propst sah mit Abscheu und Widerwillen zu und beschloß, nichts von seinen Erlebnissen in Wodenmoor zu erzählen.

„Nun sage mir, Peter Däne, wie hast du es angestellt? Wie hast du den Juden die geweihten Hostien übergeben? Und was geschah danach?“

Der Priester wischte sich mit dem Ärmel den Mund ab und stierte vor sich hin.

„Nun sprich, Peter Däne. Du ersparst dir so vielleicht die Folter.“

„Ja, Ihr sollt es wissen, Ihr habt die Gewalt! Zuerst habe ich in meinem Buch nachgesehen, wie man das macht - eine richtige Messe lesen... Ich habe es nämlich vergessen. Aber die Seiten, wo es steht, hatten die Mäuse angefressen, ich fand nicht mehr alles.“

„Was sagst du da?“

„Na, lest Ihr denn noch immer eine ganze lange Messe? Wir alle hier begnügen uns mit der Missa sicca, mit der trockenen Messe, und wir konsekrieren dabei gar keine Hostien, deshalb sind sie ja auch so schwer zu beschaffen.“

Der Propst glaubte seinen Ohren nicht zu trauen.

Weshalb mußte er nun auch noch diesem Mißbrauch auf die Spur kommen! Die Missa sicca war eine unerlaubte Kurzform des Meßrituals, dessen sich faule Kleriker bedienten, um möglichst schnell wieder aus der Kirche zu kommen. Andere benutzten es als Druckmittel. Wer eine vollständige Messe hören wollte, der mußte bei diesen schlechten Zeiten schon noch etwas drauflegen. Damit war Geld gemeint.

Klevenow mußte also wieder einmal den Bischof aufsuchen, und der würde eine scharfe Bulle erlassen und den Priestern die vorgeschriebene Messe erneut zur Pflicht machen und unerwartete Kontrollen in Aussicht stellen.

„Einiges fiel mir wieder ein,“ fuhr Peter Däne fort, „und ich habe nicht nur eine, nein, ich habe drei Hostien konsekriert. Die Leute in der Kirche konnten sich nicht genug wundern und brachen in Entzückensschreie aus, als ich ihnen eine der weißen runden Scheiben zeigte, natürlich nur eine, denn die beiden anderen waren ja dem Juden Eleazar versprochen.“

Der Propst schöpfte einen noch undeutlichen Verdacht.

„Wie lauten die Wandlungsworte, Peter Däne?“

Der Priester erblaßte, und in seinem Kopf begann es zu rumoren. Er öffnete und schloß den Mund, aber kein einziges Wort fand den Weg nach draußen.

„Weißt du sie oder weißt du sie nicht?“

„Ich habe sie einmal gewußt, Herr, ich habe sie wirklich gewußt, aber es ist soviel anderes darübergerfallen und hat sie zugedeckt und verschüttet.“

„Ja, so wird es wohl sein... Was hast du denn bei jener Messe gesagt, als du die drei Hostien konsekrieren wolltest?“

„Ich habe etwas gesagt, Herr, das könnt Ihr mir glauben, aber wie soll ich heute noch wissen, was ich damals gesagt habe? Was man eben so murmelt: Hocces coppes profos peccum... Oder so ähnlich. Die anderen haben davon sowieso nichts gemerkt und verstanden, denn ich habe ja nur geflüstert.“

„So, du hast nur geflüstert. Und was hast du dabei gedacht?“

„Das weiß ich noch ganz genau, Herr! Hoffentlich kriege ich für diese beiden Hostien Kattrins Grapen zurück!“

Der Propst sprang auf.

„Damit steht fest, daß die Hostien gar nicht konsekriert waren. Du hast nicht die richtigen Worte gesprochen, und du hast nicht die richtigen Gedanken gedacht!“

„Nicht konsekriert? Aber Ihr werdet mich doch nicht verraten, Herr, sonst kommen die Juden, und ich muß Kattrins Grapen zurückgeben...“

„Dazu wird es wohl nicht kommen,“ murmelte der Propst.

Du bist selbst zum Sündigen zu dumm, wollte er noch hinzusetzen. Nicht konsekriert... Die Juden hatten ihre Spielchen mit gewöhnlichem, wenn auch

fadem weißen Brot getrieben. Es hatte gar kein Sakrileg gegeben. Man könnte diesen ganzen unerfreulichen Prozeß damit beenden, daß man den Priester Däne zur Strafe aus dem geistlichen Stand ausschloß und die Juden mit einer kräftigen Geldbuße belegte.

Jetzt schien in Peter Dänes Verstand doch ein wenig Licht zu dringen.

„Mag sein, daß ich die falschen Worte gebraucht habe. Aber wie kann es dann angehen, daß die Hostien bluteten? Und daß ich mich nicht mehr bewegen konnte, als ich sie vergraben wollte?“

„Gottes Wege sind nicht Menschenwege.“

Eine andere Erklärung fiel dem Propst nicht ein. Vielleicht hat dieser einfältige und doch verschlagene Mensch noch einmal Glück, dachte er. Vielleicht kommt er mit einer Strafe davon, behält aber sein Leben. Wer hat einen Gewinn, wenn Peter Däne zum Tode verurteilt wird? Nur die Gaffer und Leichenlüsternen, die es nicht abwarten können, dem Schrecklichsten zu begegnen. Sollen sie sich die gemalten Totentänze ansehen, von denen es schon viel zu viele gibt! Wir sollten ihnen nicht immer echte liefern.

„Bereite dich auf ein Leben als Büsser vor, Peter Däne!“

„Warum? Mein Tod allein ist meine Buße.“

„Du machst es dir zu leicht. Vielleicht ist es für dich bequemer zu sterben, als zu leben. Aber Gott ist ein Herr des Lebens.“

Peter Däne starrte den Propst mit größtem Unver-

ständnis an.

„Wie ging es dann weiter? Wie hast du die Hostien übergeben? Einfach so in die Hand?“

„Nein, ich weiß doch, was ich dem höchsten Gut schuldig bin. Ich habe ein Stück vom Altartuch abgerissen und die Hostien mit gebotener Ehrfurcht hineingewickelt. Es war ein ganz neues Altartuch.“

„Schade drum!“

„Wie meint Ihr, Herr?“

„Und was hat der Jude Eleazar gesagt, als du ihm das Päckchen übergeben hast?“

„Er hat in seiner gottlosen Judensprache geredet. Und die verstehe ich nicht.“

„Die verstehen wir alle nicht. Das ist es ja! Besser wäre es, wir würden die Bedeutung der Worte kennen. Und später hast du die Hostien zurückerhalten? Was haben die Juden mit ihnen gemacht?“

„Sie haben sie durchstochen. Und die Hostien haben geblutet.“

„Hast du gesehen, daß Blut geflossen ist?“

„Ich habe das rote Blut gesehen, dicke rote Tropfen. Sie waren schon getrocknet.“

„Wer hat dir die Hostien übergeben?“

„Die Frau des Eleazar.“

„Und dann wolltest du die Hostien vergraben und konntest dich nicht mehr bewegen. Erst als du den Entschluß faßttest, deinen Frevel selbst der geistlichen Obrigkeit anzuzeigen, löste die Lähmung. Ist es so, Peter Däne?“

„Ja, Herr, das habt Ihr aber gut behalten.“

„Vielen Dank für deine Anerkennung. Ich will versuchen, daß du nicht mehr vor das Gericht gestellt

wirst.“

„Ich will mich aber vor dem Richter beugen und mein Urteil annehmen! Ich will den Tod erleiden, aller Welt zur Abschreckung! Ich will den Scheiterhaufen besteigen, man soll mir die Schlinge über den Kopf ziehen, das Richtschwert auf mich herabsausen lassen, man soll mich vierteilen. Alle sollen es sehen!“

„Hör auf, Peter Däne, du bist von Sinnen! Kein vernünftiger Mensch kann sich solche Todesqualen wünschen!“

„Aber wenn ich doch dadurch der Höllenpein entkommen kann?“

„Bete zu Gott, daß er deine kranke Seele heilt!“

„Sie kann nur durch Feuer und Schwert gerettet werden.“

„Genug jetzt. Sonst wird mir übel.“

Und der Propst Nikolaus Klevenow segnete den Priester mit dem Zeichen des Kreuzes und verließ ihn.

Hätte er doch mehr Klugheit walten lassen, wäre er doch nur nicht gleich zum Herzog gelaufen, als der unglückselige Sternberger Priester zu ihm gekommen war und sein Vergehen selbst angezeigt hatte!

Er hatte jedoch gemeint, den Herzog unterrichten zu müssen, wenn er ein Verfahren gegen einen Kleriker eröffnen wollte. Zwischen Domkapitel und Landesherrschaft sollte gutes Wetter herrschen, und er hatte seine gute Pfründe ja nicht zuletzt dem Herzog zu verdanken und wollte nicht undankbar sein. Und - er konnte diesen Wunsch nicht weg-schieben - er hoffte auf noch mehr Förderung durch

den Landesherrn. Er hatte Aussicht auf die Kanzlerschaft. Und warum sollte er nicht auch den Bischofsstuhl im Auge haben? Man mußte es nur klug anstellen.

Und nun war er doch nicht klug genug gewesen und sah sich vor einem Abgrund. Aber konnte er denn ahnen, daß der Herzog es ausgerechnet auf die Juden abgesehen hatte? Daß ihn an dieser ganzen unglückseligen Sache nur die Juden interessierten? So sehr, daß er selbst die Untersuchungen führen wollte.

„Ich muß ihn umstimmen“, sagte der Propst laut vor sich hin, „die Juden haben keinen Hostienfrevler begangnen, nur ein pflichtvergessener und dummer Priester ist zu bestrafen. Und dazu wird sich doch ein Herzog nicht herablassen wollen. Wenn doch nur der Herzog Balthasar entscheidungsfreudiger und tatkräftiger wäre!“

Herzog Magnus hatte sich auf seinem Lager ausgestreckt und konnte wie so oft seiner heftigen Schmerzen nicht Herr werden. Die Wunde war zwar geheilt, aber der Schmerz niemals ganz zugedeckt worden. Diese Wunde hatte man ihm in der Stadt Rostock zugefügt, und seit jener Zeit war ihm diese Stadt noch mehr verleidet, als sie es zuvor gewesen war. Sie war seine Feindin schlechthin.

In Rostock wohnten nur Aufrührer, Verbrecher und heimtückische Intriganten. Die Professoren der Universität galten ihm als eingebildete Scharlatane, die sich auf ihre Latein- und Rechtskenntnisse wer weiß

was einbildeten und ständig auf noch mehr Geld, noch mehr Einfluß, noch weiter reichende Verbindungen aus waren. Ihre Ratschläge und Empfehlungen verkauften sie - wenn überhaupt - sehr teuer.

Der Herzog hatte schon oft darüber nachgedacht, wie er ihnen das Handwerk legen könnte, aber die Stadt Rostock stand in Treue hinter ihren Professoren und erwies sich als so mächtig, daß der Herzog immer wieder aufgeben mußte. Es war nicht weiter verwunderlich, daß die Professoren jetzt von einem Judenprozeß abrieten; man würde sich damit nur ins eigene Fleisch schneiden. Nachdem sie diese Meinung kundgetan hatten, waren sie nach Rostock zurückgeritten.

Vor einigen Jahren erst war Herzog Magnus darauf gekommen, was diese Stadt Rostock so mächtig machte. Das konnte nur das Geld der Juden sein. Man hatte ihm ja auch ganz offen gesagt: „Wir sind auf Euch nicht angewiesen, unsere Juden können uns Geld besorgen, so viel wir möchten.“

Als er dann versucht hatte, diese Quelle auch für sich zu nutzen, stand er vor verschlossenen Gesichtern. Niemand wollte die Verbindung zu diesen geheimnisvollen Reichen herstellen. Von selbst zeigten sie sich nicht, sondern blieben im Hintergrund, und er ging leer aus.

Allenthalben meinte er Spottreden über sich zu hören. Es sei gut, daß sein Vater ihn gleich nach der Geburt Magnus genannt habe, denn er würde sich nie den Ehrennamen des Großen verdienen. Mag-

nus der Große - das konnte immer nur spöttisch gemeint sein. Der Herzog haßte seinen Namen und fühlte sich von ihm festgelegt. Warum hatte er nicht Albrecht heißen können oder Johann?

Da war der Bruder mit seinem Namen besser dran. Balthasar... Der Name bot ihm die Rechtfertigung, als Weiser aus dem Morgenland aufzutreten und immer wieder in das Morgenland aufzubrechen, koste es, was es wolle. Dabei schien er wirklich Weisheit zu besitzen, nur behielt er sie sehr sorgfältig für sich und teilte seinem Bruder nichts davon mit.

Herzog Magnus reckte und streckte sein Bein, probierte immer wieder eine andere Stellung, aber die Schmerzen ließen sich nicht vertreiben und steigerten sich bis zur Unerträglichkeit. An Schlaf war auch in dieser Nacht nicht zu denken. Unter lautem Stöhnen erhob sich der Herzog und kleidete sich an, um auszureiten. Der Diener im Nebenraum schreckte aus tiefen Träumen hoch und wollte seinen Herrn unbedingt begleiten. „Nein! Ich reite allein, ich habe es so beschlossen!“

Er wollte darüber nachdenken, wie er den Trumpf, den er in Händen hielt, möglichst wirkungsvoll und gewinnbringend ausspielen könnte. Die Juden... Er mußte sie so treffen, daß es auch in Rostock zu spüren war. Es sollte für die Rostocker keine geheimen Geldquellen mehr geben. Sie sollten niemanden mehr hinter sich haben. Er wollte ihnen das Handwerk legen und sie in die Knie zwingen.

Die Nacht war klar und mild, das Wetter lockte zum

Ausreiten. Es war gut, einmal ganz allein zu sein. Hier in Sternberg lauerten keine Gefahren, Sternberg stand unter der Herrschaft des Domkapitels, und das war dem Herzog treu ergeben. Bis jetzt. Weshalb hatte dieser Dompropst nur so merkwürdige Reden geführt? Doch der war inzwischen nach Schwerin zurückgekehrt und wollte nicht weiter an den Befragungen teilnehmen. Und überhaupt war er allein viel zu schwach, als daß der Herzog sich vor ihm hätte fürchten müssen. Aber diese Reden!

Ein Anruf schreckte den Herzog hoch.

„Heda! Bist du jetzt auch unter das Nachtgelichter gegangen?“

Das konnte nur Balthasar sein! Nachtgelichter - mit diesem Wort hatte Herzog Magnus einst seinen Bruder beschimpft. Doch diese Begegnung konnte auch eine Fügung des Himmels sein. Magnus hoffte immer noch auf Verständigung mit seinem Bruder.

„Wie gut, daß ich dich hier treffe, obgleich ich dich nicht gesucht habe. Ich muß mit dir reden!“

Der dunkle Schatten schwieg.

„Hörst du denn nicht? Du bist mein Bruder und Mitregent und an meinen Entscheidungen beteiligt.“

„Ich soll mitverantwortlich für deine Entscheidungen sein? Der Titel des Mitregenten ist doch nur ein falsches Wappenschild!“

„Wir müssen ein wachsames Auge auf den Schweriner Dompropst haben! Er könnte unsere Pläne zunichte machen.“

„Nikolaus Klevenow ist mein Freund. Und was heißt

schon: unsere Pläne? Ich habe hier keine Pläne.“

„Wenn er dein Freund ist, dann rate ihm zum Guten! Er darf nicht verbreiten, daß der Priester die Konsekration gar nicht vollzogen hat, weil er die richtigen Worte nicht mehr kannte. Er muß darüber schweigen, hörst du?“

„Die richtigen Worte... Wer kennt schon die richtigen Worte... Und wer kann ermessen, was sie bewirken...“

„Nun falle mir nicht dauernd in den Rücken mit deinen Denksprüchen. Es geht doch um unsere Macht!“

„Um deine Macht, wolltest du sagen. Mich laß damit in Ruhe!“

„Aber Geld möchtest du immer haben! Und weite Fahrten möchtest du fast jedes Jahr unternehmen. Die Arbeit überläßt du allein mir; wenn du Gefahr witterst, reitest du einfach davon.“

Balthasar wußte genau, auf welche Situation sich dieser Vorwurf bezog. Auf den Rostocker Aufruhr vor fünf Jahren. Die Stadt brodelte. Die Herzogsbrüder sahen sich zum Überfeind gemacht.

Was soll's, sagte sich Herzog Balthasar damals, diesen Kampf kann ich nicht gewinnen. Wozu soll ich mich dem Verlieren aussetzen? Man kann die Gefahr mit Händen greifen. Der beste Schutz ist eine angemessene Entfernung. Da verschwinde ich doch lieber!

Und er verließ die Stadt und ließ den Bruder allein zurück. Was hieß allein? Der hatte ja seine Kampfknecchte und seine Leibwache. Mochte er doch großen: Balthasar ist feige, verantwortungslos, nur auf

sich bedacht.

Balthasar fuhr mit seinen philosophischen Sprüchen fort.

„Was nützt Arbeit! Was wird aus der Macht! Ich taue nicht in ihre Welt. Ich habe mir diese Welt nicht ausgesucht. Du mußt nun sehen, wie du mit mir darin zurechtkommst. Die Hostien waren nicht konsekriert? Dann mußt du die Juden laufen lassen.“

„Ja, und gerade das kann ich nicht, denn sie sind die Verbündeten und die Geldquelle der Rostocker. Ich will die Juden bestrafen, damit ich die Rostocker treffe.“

„Ach, Bruder, was sind das für Gedanken...“

„Ich wußte, daß du mir nicht helfen wirst. Kann ich wenigstens sicher sein, daß du mich nicht behinderst?“

„Die Welt ist grausam und schön. Die Kunst des Menschen besteht darin, dem Grausamen aus dem Wege zu gehen und das Schöne für sich zu entdecken. Das Schöne - das ist das Fremde, das Unbekannte. Die Dunkelheit der Nacht, wenn das verborgene Leben erwacht und eingefangen werden kann. Geh doch jetzt mit mir auf die Jagd, Bruder! Du wirst dabei alle deine Sorgen vergessen.“

„Bist du wirklich ein Fürstenson, Balthasar? Ein Fürst darf sich doch nicht einfach in die Nacht und in die Fremde zurückziehen! Ein Fürst setzt sich der Gefahr aus. Wenn er ihr nur fest genugt ins Auge blickt, sinkt sie in sich zusammen und verliert ihre Bedrohlichkeit. Gott schützt nur den Tapferen. Der Fürst muß sich immer seinem Volk zeigen, man

muß ihn sehen und seine Macht erkennen, auch wenn er auf der Jagd ist. Du hast dich dieser Herrscherlast nie gestellt, sondern hast dich immer herausgewunden und bist deiner Wege gegangen. Den Feigen, der nur sich selbst schützt, überläßt Gott dem Verderben. Geld wolltest du immer von mir, denn deine Schönheiten in der Fremde haben ihren Preis. Ich bezahle die Macht täglich mit großen Schmerzen, und du...“

„Du tust mir leid, Bruder! Aber ich kann nicht anders, ich kann nicht dein Leben führen. Ich wollte nie deine rechte Hand sein, nicht als Bischof und nicht als Mitregent!“

„Aber was willst du denn sein?“

„Ich bin ein Ritter des heiligen Grabes zu Jerusalem, und das genügt mir. Die Welt ist verdorben und schlecht. Himmlische Verdienste erwirbt man sich nur, wenn man sie verläßt. Und nun störe mich nicht länger, denn sonst ist der schönste Teil der Nacht vorüber, und ich habe ihn nicht zu meinem Eigentum gemacht. Laß deine Macht von den Bäumen und den Sternen anschauen, es wird dir gut tun.“

Und schon war Herzog Balthasar wieder im Dickicht verschwunden und ließ seinen Bruder in einer so großen Erregung zurück, daß selbst die Schmerzen verstummten. Etwas wie Neid stieg in Herzog Magnus auf, Neid auf seinen Bruder Balthasar, auf seine Unbekümmertheit, auf seine Gabe, das Leben zu genießen.

Ja, der Grabesritter genoß jetzt die Freuden der nächtlichen Jagd, und der Landesherr mußte Ent-

scheidungen treffen. Gut, dann wollte er sie auch in ganzer Härte treffen! Gegen die Juden wollte er entscheiden, mochte auch der Schweriner Dompropst eine Spitzfindigkeit nach der anderen herauskramen. Er stammte eben aus Rostock, und er hielt noch immer zu den Rostocker Aufmüpfigen, auch wenn er den Anschein erweckte, als habe er sich von ihnen abgewandt. Vielleicht lieb auch er sich Geld von den Juden.

In Herzog Magnus brachen die Erinnerungen an die schrecklichen Rostocker Tage wieder auf. Ein herzogtreues Domstift hatte er in Rostock einrichten wollen, und zwar an St.Jakobi, um auch alle Jakobspilger für sich zu gewinnen. Unmittelbar neben der Universität sollte es einen herzoglichen Aussichtsturm geben, von wo aus man die Wege der Professoren, der Studenten, der Kaufleute und der übrigen Bürger genau beobachten konnte. Damals hatte er noch Hoffnung, daß sein Bruder Bischof von Schwerin sein und die fürstlichen Interessen in der Stadt Rostock mit Nachdruck durchsetzen würde.

In Rostock erlebte Herzog Magnus eine der schlimmsten Niederlagen seines Lebens. Ein schreckliches Bild kehrte zurück und ließ sich nicht zur Seite schieben. Der Herzog sah sich am Boden liegen. Das zu Tode getroffene Pferd hatte ihn mit sich gerissen und halb unter sich begraben. Vom rechten Bein aus durchpeitschte ein Schmerz mit solcher Stärke seinen Körper, daß er fast das Bewußtsein verlor.

Die Menge drängte auf ihn ein. Man schlug ihm die

goldenen Sporen ab. Man riß ihm den prall gefüllten Geldbeutel vom Leib, schüttete den Inhalt auf die Straße, und die Umstehenden fielen darüber und übereinander her und merkten schon nach kurzem Kampf, daß es sich nur um Spielgeld handelte. Das stachelte ihre Angriffslust und Raserei noch mehr an.

In einem Torbogen stand eine Gruppe von Männern, an ihrer Kleidung und an ihren langen Bärten als Juden zu erkennen. Sie zeigten auf ihn und wollten sich vor Lachen ausschütten. Herzog Magnus kam sich vor wie Christus, der auf seinem Kreuzweg zusammengebrochen war. Diese Verhöhnung hatte ihn noch weit mehr getroffen als Schmerz und Beraubung. Sie verfolgte ihn bis in die Träume hinein, aber im Gegensatz zu den Berichten über Christus schrie sie nach Rache und Vergeltung, die alle treffen sollte, die ihn in diese Lage gebracht hatten.

Auch in dieser mond hellen Nacht überfielen ihn wieder die lachenden Judengesichter. Und es schien, als erkenne er auch seinen Bruder Balthasar unter ihnen. Das Schlimmste war ja, daß in den Erzählungen des Volkes inzwischen nicht er, sondern sein Bruder Balthasar als das Opfer dieses Anschlages dargestellt wurde. Balthasar war es, der hilflos auf dem Boden gelegen hätte und von einem herzogtreuen Rostocker Bürger unter Einsatz des eigenen Lebens befreit wurde. Magnus hegte den Verdacht, daß Balthasar selbst diese Legende in die Welt gesetzt hatte, um sich interessant zu machen und seinen Bruder zu ärgern.

Gleich morgen wollte er den Rostocker Federfuchser Bartholomäus Lembcke damit beauftragen, was man im Land über seinen Bruder sprach. Man mußte ihm doch etwas anhängen können! Hielt er es mit Dirnen? Mit Männern? Oder gar mit Tieren? Machte er Schulden? Gar bei Juden? Verfügte er über magische Kräfte? Hatte er auch sie bei den Juden erworben?

Der Schmerz im Bein schwoll zu solcher Stärke, daß der Herzog keinen Schritt mehr ausführen konnte. Laut stöhnend setzte er sich auf einen Stein und rieb die schmerzende Stelle. Er sollte wieder einmal seiner uralten Amme befehlen, die bewährten Beschwörungsformeln zu sprechen, um die bösen Kräfte aus seinem Körper zu vertreiben oder wenigstens zu schwächen. Er strengte sein Gedächtnis an, um sich an die geheimnisvollen Silben zu erinnern. Mana - rana - bana - hatte es damals nicht so ähnlich geklungen?

Er schaute nach oben, blickte in einen sternenfunkelnden Himmel und erkannte einige Sternbilder, obgleich er sich nie so recht dafür interessiert hatte. Wieder dachte er angestrengt nach, um sich an Zusammenhänge zu erinnern, die ihm vielleicht helfen könnten. Die Wissenschaft der Astrologie stand ja allenthalben in Blüte. Nur ihm fiel nichts dazu ein. Dennoch - der Blick in die Sterne zeigte eine Wirkung, er führte zur Ruhe. In den schon vertrocknenden Blättern der umstehenden Bäume spielte ein leiser Wind. Die Nacht erschien dem Herzog wie ein großer warmer dunkler Umhang, in dem er sich verbergen und geborgen fühlen konnte. Der Himmel

mit den Sternen war schön, einfach nur schön. Der Herzog stand auf und ging langsam zurück.

Während man die jüdischen Männer in ein Verließ innerhalb der Stadtbefestigung gebracht hatte und dort scharf bewachte, weil die verrosteten Schlösser keine Sicherheit versprachen, waren die Frauen und Kinder in das Haus des Eleazar gebracht worden. Man hatte sie recht glimpflich behandelt, denn sie waren angesehen in der kleinen Stadt und wurden wegen ihrer guten Haushaltsführung insgeheim bewundert. Mit dem Hostienfrevell hatten sie nichts zu tun gehabt, im Gegenteil, es hatte sich herumgesprochen, daß sie alles versucht hatten, um ihre Männer von ihrem gottlosen Tun zurückzuhalten.

Dennoch, es waren nun einmal Judenfrauen, und man mußte ein Zeichen setzen und konnte sie nicht so einfach frei herumlaufen lassen. Allerdings hatte man einige verpflichtet, ihre Männer täglich mit Lebensmitteln aus den eigenen Vorräten zu versorgen, denn die Juden durften ja wohl nicht erwarten, daß sie nun auch noch aus der städtischen Kornscheune gefüttert wurden.

Die Judenfrauen betrachteten mit Sorge, daß ihre Vorräte täglich kleiner wurden, aber der so ungewöhnliche Alltag, dem sie sich nun ausgesetzt sahen, brachte so viele andere Sorgen und Ängste mit sich, daß das Schwinden des Mehls und der Wurzelknollen nur eine Angstquelle unter vielen war. Vor allem quälte sie die allgegenwärtige Frage: was würde aus ihnen?

Das Haus des Eleazar war aus gebrannten roten Steinen gebaut und im Gegensatz zu den meisten anderen Sternberger Häusern groß und geräumig. Es besaß einen ausgedehnten Garten, der von einer hohen Mauer umgeben war. Sogar das herzogliche Amtshaus blieb hinter diesem stattlichen Anwesen zurück, obgleich es ebenfalls aus Stein und nicht nur aus Lehm und Holz erbaut war. Die Straßenfront des Judenhauses wies sechs Fenster auf, und was für Fenster! Fast wie in einer Kirche. Die Tür war aus Eichenbohlen gefertigt und mit Eisenbändern zugleich verstärkt und verziert. Nun hatte man sie von außen verschlossen, und ein Stadtknecht stand davor, mehr neugierig als wachsam.

Das war doch endlich etwas! Bisher hatte er es nur mit Dieben oder Trunkenbolden zu tun gehabt, und nun ein ganzes Haus voller Judenweiber! Es war nur schade, daß er nicht hineindurfte und daß man so wenig von ihnen sah oder hörte. Und wenn, dann konnte man sie nicht verstehen, denn nur wenige beherrschten die landesübliche Sprache.

Die Frau des geflohenen Eleazar schien so etwas wie eine Vorsteherin über das jüdische Weibervolk zu sein. Es ging zu wie in einem Kloster. Alles geschah nach festen Zeiten und Regeln. Man hörte sie beten, und man hörte sie singen. Unchristliche Gebete und Lieder natürlich. Manchmal hörte man auch Kinder schreien. Und dann wieder stieg Rauch aus dem Küchenschornstein, man kochte die Mahlzeiten, von denen die Männer den größten Anteil erhielten.

Der Stadtknecht kam sich zwar recht wichtig vor

und genoß die Abwechslung, aber manchmal meinte er doch, daß er sich lächerlich damit machte, einen Haufen Judenweiber zu bewachen. Juden waren doch keine Verbrecher! Die gehörten doch eigentlich dazu, die hatten doch schon immer hier gelebt. Juden handelten mit allem, was der Christenmensch brauchte, und vor allem, sie verliehen Geld gegen geringe Zinsen.

Viele Bürger fanden bei ihnen Lohn und Brot, und es gab niemanden, der eine solche Stelle freiwillig aufgeben hätte. Wie ein Lauffeuer hatte es sich herumgesprochen, daß die Juden ihre christlichen Knechte und Mägde noch über das gebotene Maß hinaus entlohnt hätten, bevor man sie ins Gefängnis war. Und immer wieder trat jemand an den Stadtknecht heran und fragte, wann denn die Herrschaften zurückkämen. Woher sollte er das wissen?

Man wartete auf die Frauen, die das Essen auf einem Karren ins Gefängnis brachten, und fragte sie, ob ihre Männer gut behandelt würden. Man steckte ihnen Leckerbissen zu, von denen man annahm, daß die Juden sie auch essen dürften, denn die hatten ja so unverständliche Speisevorschriften.

Niemand kam auf den Gedanken, den Frauen die vorgeschriebenen Perücken abzureißen, wie man es schon aus anderen Gegenden gehört hatte. Man half ihnen sogar beim Ziehen des schwerfälligen Karrens. Der Stadtknecht bezweifelte zwar, daß dies im Sinne der Obrigkeit sein könnte, aber er schritt nicht ein und meldete solche Vorfälle auch nicht weiter, denn woher sollte er kleiner Mensch denn wissen, was hier eigentlich gespielt wurde?

Die Frauen schöpften Hoffnung, daß alles ein gutes Ende nehmen werde. Als sie am Abend vor dem Sabbat zusammenkamen, machten sie Pläne, wie es sein werde, wenn ihre Männer zurückkehrten und sie alle wieder ihre eigenen Häuser aufsuchen könnten. Die Sternberger Christen seien schließlich keine Unmenschen.

Es würde sein wie die Heimkehr aus der babylonischen Gefangenschaft in das gelobte Land. Die Männer würden ins Tauchbad gehen und sich von allem Makel reinigen. Am meisten litten die Frauen darunter, daß ihre Männer im Gefängnis geschlagen und sogar gefoltert wurden. Nicht wegen der Schmerzen, nein, denn die ertrugen sie standhaft.

Aber wenn Blut floß, konnten sie es nicht im Wasser abfließen lassen oder mit Erde bedecken, wurden unrein und konnten sich nicht reinigen. Schon beim Gedanken an diese entwürdigende Lage brachen die Frauen in Tränen des Mitleids und des Zornes aus.

Wie vorgeschrieben, begrüßten die Frauen den bevorstehenden Sabbat. Danach nahm die Frau des Eleazar das Wort.

„Recht habt ihr, Töchter Israels, daß ihr euch Sorgen über die Unreinheit macht, denn unsere Männer haben es vergessen. Weshalb mußten sie es soweit treiben, daß sie sich mit dem Blut der Hostien befleckten! Denn das ist das Schlimmste an dieser ganzen Sache. Freiwillig haben sie es getan, aus purem Übermut. Und nun hat Jahwe uns alle

geschlagen.“

Totenstille herrschte in dem niedrigen Raum, der nur von einem dürrtigen Talglämpchen erhellt war, denn die festlichen Kerzen, mit denen man den Sabbat begrüßt, wurden immer sogleich wieder gelöscht, um sie zu schonen. Es kam höchst selten vor, daß eine Frau solche Reden führte, daß sie den Namen Jahwes aussprach und sich über die Männer erhob.

Schon regte sich Widerspruch, aber die Frau des Eleazar winkte ab.

„Schweig! Ich bin Eleazars Frau, und von meinem Haus ist das Unglück ausgegangen. Dieses Haus ist mit Blut befleckt, und wir alle sind unrein. Dieses Haus wird bestraft werden. Die Christen sind Werkzeuge des Erzürnten, ohne es zu wissen, so beweist Er Seine Macht. Sie meinen, daß sie nach ihren Gesetzen handeln, aber sie sind die Vollstrecker unserer Gesetze. Mögen sie es nie erfahren!

Und nun wollen wir nach den Kindern sehen und ihnen den Beistand der Sabbatengel wünschen.“

Für die Kinder hatte man Lager auf den Speicherböden errichtet. In kleinen warmen Nestern schlummerten die Kleinen ruhig ihrer ungewissen Zukunft entgegen. Die Frauen schliefen in den Räumen darunter. Stets hielt eine von ihnen Nachtwache, lauschte nach oben und nach draußen und murmelte Gebete und Tora-Abschnitte.

Rebecca, die Frau des Eleazar, war trotz ihres fortgeschrittenen Alters noch immer von außergewöhn-

licher Schönheit, die sich mit einer beeindruckenden inneren Würde verband. Eleazar hatte sie auf einer seiner Handelsreisen in Brabant kennengelernt und sich vom Anblick ihrer schlanken hohen Gestalt, ihrer weißen Haut und der schmalen feingliedrigen Hände nicht mehr losreißen können.

Er mußte nicht lange um sie werben, denn Rebecas Schönheit war fast die einzige Mitgift ihrer verarmten Familie. Und an dieser Schönheit hing eine Last, denn wer Rebecca heimführen wollte, mußte auch ihren Vater mit in Kauf nehmen, einen hilflosen Krüppel, einst ein weithin bekannter Talmud-Gelehrter, der seine Tage nun damit zubrachte, das berühmte Buch des Glanzes in schöner Sprache vorzutragen und auszulegen.

Eleazar willigte ein, wenn auch nicht ohne Widerstreben, aber er wollte diese Frau besitzen, koste es, was es wolle. Rebecca war überglücklich, daß sie ihren Vater bei sich behalten konnte. Die Hochzeit fand noch in Brabant statt, still, bescheiden und eilig, doch der Aufenthalt unter der Chuppa, dem Hochzeitszelt, bewegte das Brautpaar tief und nachhaltig und gab Kraft und Stärke auf den Weg.

Zudem hatte Eleazar gute Geschäfte gemacht, und damit nicht genug - unterwegs konnte er so viele neue Handelsbeziehungen anknüpfen, daß ihm der Kopf schwirrte und er keine andere Erklärung für diesen unerwarteten Geschäftserfolg fand, als die glückbringende Wirkung, die vom Buch des Glanzes ausging, in dem der Schwiegervater fast den ganzen Tag las. Er führte nicht nur eine Frau heim, um die ihn alle Welt beneidete, sondern auch einen

Schatz, der ihm noch mehr Reichtum bringen würde.

Seine Frau war schon gesegneten Leibes, und bald nach seiner Heimkehr würde ihm ein Sohn geboren werden, den er David nennen wollte. Stolz zeigte er sich mit seiner schönen Gemahlin in den von Juden bewohnten Gassen rings um das Gebetshaus. Israel würde wachsen und sich ausbreiten und zu einem großen Volk auch in der Fremde werden.

Die Geburt verlief leicht und schnell, aber es war eine Tochter, die das Licht der Sternberger Welt erblickte. Auch das nächste Kind war kein Sohn. Als ihm die siebtente Tochter geboren wurde, beschloß Eleazar, nicht länger auf einen Sohn zu warten. Da er zu den reichsten Männern der Gemeinde gehörte, würde beim Ausschauen nach Schwiegersöhnen sehr wählerisch sein, denn aus ihnen müßten ja nun seine Söhne und Erben werden.

Seinen Schwiegervater hielt und versorgte er gut, und der Segen aus der Höhe ruhte sichtbar auf seinem neuerbauten Haus, das man bald eine Zierde Israels nannte. Tagtäglich kamen Menschen von nah und fern, um Geschäfte zu betreiben, zu kaufen und zu verkaufen, um Geld zu leihen oder mit den vorgeschriebenen Zinsen zurückzuzahlen.

Noch mehr aber kamen zu seinem Schwiegervater Levi, um sich Rat für ihr Leben zu holen und die Botschaft aus dem Buch des Glanzes zu hören. Levi, der durch eine schwere Krankheit beide Beine verloren hatte und sich nur auf einem Karren fortbewegen konnte, war stolz auf seinen Schwieger-

sohn, auf seine Tochter und seine Enkeltöchter, die er immer wieder mit den Gefährtinnen der Mirjam verglich, die nach dem sicheren Zug trockenen Fußes durch das Rote Meer Jahwe mit einem anmutigen Reigentanz gelobt hatten. Auch Rebeccas Mädchen verstanden sich auf solche Reigentänze.

Wenn einmal keine Ratsuchenden seine Dienste in Anspruch nahmen, beschäftigte er sich mit den Mädchen, lehrte sie nicht nur lesen und schreiben, sondern auch die Wirkung der Heilkräuter, führte sie in den Sinn der großen Feste ein und erzählte ihnen von der glorreichen Vergangenheit des Volkes Israel. Ein Besucher sagte einmal scherzhaft, daß jede einzelne der Töchter des Eleazar das Zeug zu einem Rabbiner hätte.

„Warum nicht?“ entgegnete Levi, „warum soll nicht werden diese und jene eine Rabbanith und einen Rabbi heiraten?“

Als er von den durchstochenen und blutenden Hostien auf der Hochzeitsfeier einer seiner Enkelinnen hörte, erschrak er und verfiel in eine totenähnliche Starre, aus der er nicht mehr erwachte. Man begrub ihn in großer Eile mit den gebotenen Bräuchen und Reinigungsvorschriften, und so entkam wenigstens er dem Gefängnis.

Trotz aller Belastung und Bedrückung empfanden es die Judenfrauen als Auszeichnung, im Haus des Eleazar wohnen zu dürfen. Unter gewöhnlichen Umständen wäre ihnen der Zutritt zu allen Räumen dieses prächtigen Anwesens wohl kaum möglich gewesen. Vielleicht wären sie auf den Hof oder in

die Küche gekommen, das Obergeschoß aber hätten sie nicht betreten dürfen. Eleazar, der Gemeindevorsteher, stand im Ansehen sehr viel höher als alle anderen Mitglieder der Gemeinde.

Nicht einmal die Frau des Chasans, des Vorsängers in der Synagoge, war bisher im Winterzimmer des Vorsteherhauses gewesen, einem Raum, der sehr behaglich ausgestattet war und beheizt werden konnte. An den Wänden standen Kastenschränke mit geschnitzten Türen, die nicht nur die berühmten Säulen Jachin und Boas aus dem Tempel Salomons, sondern auch den Siebearmigen Leuchter und den Davidsschild zeigten, in dem sich das männliche und das weibliche Element vereinten. Dazwischen hingen kostbare morgenländische Teppiche.

In den Schränken wurden die Gold- und Silbergeräte des Hauses Eleazar aufbewahrt, der achtarmige Leuchter für das Chanukka-Fest, große und kleine Kelche für die Sabbat-Mahlzeit, der Hawdala-Leuchter zur Verabschiedung des Sabbats, die Gebetsriemen für die Söhne, auf die man vergeblich gewartet hatte, von weither gereiste Citrusfrüchte für das Laubhüttenfest und als kostbarstes Gut die Mitgift für die Verstorbenen: ein Säckchen mit Erde aus dem Land Israel. Einige der Frauen hatten gelegentlich von diesen Schätzen erzählen hören und konnten es nun kaum fassen, daß sie diesen Raum betreten und sich sogar in ihm aufhalten durften.

Hier im Winterzimmer hatte die Frau des Eleazar auch die beiden Hostien aufbewahrt, die ihr Mann von Peter Däne erhalten hatte. Zuerst wollte sie sie

in einen der Kastenschränke legen, aber es widerstrebt ihr, das Christengebäck mit den eigenen heiligen Gerätschaften zusammenzubringen, und so verbarg sie das kleine Päckchen in einem Wandschrank, in dem sie nicht nur Kissen und Federn, sondern auch das Geld aufbewahrte, das sie im eigenen Haushalt erspart hatte und den Armen zustecken wollte.

Einige der jüngeren Frauen hatten als Heranwachsende bei der Frau des Eleazar gelernt, wie man einen jüdischen Haushalt führt, und genossen dadurch ein höheres Ansehen. Sie kannten sich aus mit der vorgeschriebenen Zubereitung der Speisen, mit der unabdingbaren Trennung von Milch und Fleisch, mit dem Empfang des Sabbats am Freitag nach Sonnenuntergang. Auch jetzt, da das Haus des Eleazar zum Frauengefängnis geworden war, vollzogen sich Alltag und Sabbat streng nach den jüdischen Vorschriften und Überlieferungen, nur daß Segenssprüche, Gebete und Anweisungen jetzt aus weiblichem Munde kamen.

Die Frau des Schulklopfers weckte am frühen Morgen ihre Gefährtinnen, indem sie mit einem Knüppel an die Fensterläden schlug. Die Frau des Vorsängers stimmte die Morgengebete an. Die Frau des Kinderlehrers übte mit den Kleinen lesen und schreiben. Die Frau des Schreibers und die des Bartscherers hatten die Erlaubnis, täglich mit dem Karren das Essen zu den eingekerkerten Männern zu bringen, und nutzten diese Gelegenheit auch, um Neuigkeiten zu erfahren und die Stimmung in der kleinen Stadt zu erforschen.

Sie kamen immer wieder mit der beruhigenden Nachricht zurück, daß es so schlimm um die Sternberger Judenheit nicht stehen könne. Die beiden Herzöge selbst führten die Untersuchungen. Der Dompropst sei abgereist, und das sei doch ein gutes Zeichen. Alles werde sich zum Guten wenden.

Die Frau des Eleazar glaubte ihnen nicht. Täglich kam ihr neu zu Bewußtsein, wie sehr der Vater ihr fehlte, mehr als der Ehemann. Was hätte sie um seine Meinung gegeben, um seinen Rat, seinen Zuspruch! Er pflegte zuerst in das Buch des Glanzes zu schauen und die gefundene Stelle einigemale vor sich herzumurmeln, dann schloß er die Augen und dachte nach. Schließlich sagte er mit weichen wohltönenden Worten, wie es kommen werde.

Rebecca hatte schon das ganze Haus nach dem Buch abgesucht, vergeblich. Man mußte es wohl dem Alten mit ins Grab gegeben haben. Schade, ewig schade..! Vielleicht hätte das Buch auch zu ihr gesprochen.

Beim Suchen stieß Rebecca auf die Stoffetzen, in die die Hostien eingewickelt waren und von denen das gegenwärtige Unheil seinen Ausgang genommen hatte. Sie ließ das harte Gewebe durch die Finger gleiten und brach in Tränen aus, die ihren Blick trübten. Als sie endlich wieder klar sehen konnte, wunderte sie sich darüber, daß ihre Finger rot gefärbt waren. Sie erschrak bis ins tiefste Mark, denn sie mußte ja annehmen, mit Blut in Berührung gekommen und unrein geworden zu sein.

Dann kam sie darauf, daß diese rote Farbe vom Gewebe des Altarbehanges stammte. Jede Berührung hinterließ Farbflecken. Hatte man Fehler beim Färben des Stoffes gemacht, daß sich die rote Farbe zersetzte und zu Pulver wurde, das sogleich andere Gegenstände rot färbte? Waren so die roten Flecken auf den Hostien entstanden? Dann handelte es sich ja gar nicht um Blut! Die Männer hatten sich nicht mit Blut befleckt. Sie waren nicht unrein. Vielleicht stammte das alles vom verdorbenen Saft der Purpurschnecke! Eleazar hätte gar nicht fliehen müssen.

Rebecca war fest davon überzeugt, daß ihr Vater ihr diese befreiende Nachricht geschickt hatte, und sie fühlte sich getröstet und geborgen. Sie mußte nun diese Nachricht auch den Männern im Kerker zukommen lassen, das würde ihnen Kraft und Stärke geben. Und man mußte sie auch der hohen christlichen Gerichtsbarkeit mitteilen, das würde sie vor einem ungerechten Urteil bewahren.

Rebecca hatte erzählen hören, daß einer der Herzöge des Nachts durch die Straßen und die Umgebung der Stadt streife. Sie faßte einen Plan, der so kühn war, daß sie ihn nicht als ihr eigenes Werkzeug zu betrachten wagte, sondern sich ihm in blindem Vertrauen und Gehorsam überließ. Sie hüllte sich in einen dunklen Umhang und schlüpfte des Nachts durch ein Mauerpförtchen, das nur ihr bekannt war, vom Hof, nur von dem Gedanken be-seelt und von dem Wunsch erfüllt, den Herzog zu treffen. Ihre einzige Sorge war, wie sie sich ihm verständlich machen sollte.

Es war wie im Traum. Der Schatten eines großen stattlichen Mannes erschien, und sie warf sich vor ihm auf die Erde nieder, das Gesicht fest auf den Boden gepreßt. Das konnte nur der Herzog sein, der schöne, der milde, und er würde fragen: „Wer bist du?“ Und so geschah es.

Rebecca versuchte, ihre Worte zu einer verständlichen Sprachgestalt zu formen. Die Purpurschnecke sei vielleicht schon krank gewesen. Und der Saft werde nun zu Mehl. Aus dem Christenbrot sei kein Blut ausgetreten, daher habe es auch nicht erneut über die Kinder Israel kommen können. Sie hätten vielleicht Strafe verdient, aber nicht den Tod. Der Rabbi Herzog möge sich seiner ungeliebten Landeskinder erbarmen!

Herzog Balthasar genoß diese Rede wie einen Traum. Die nächtliche Stunde, die dunkle Stadt, die fremdartige Sprache, die kaum zu verstehen war - all das übte einen geheimnisvollen Reiz auf ihn aus, dessen Wirkung stärker war, als der Inhalt der eilig herausgestoßenen Worte. Es war ja ohnehin belanglos, welche Argumente diese oder jene Seite hervorbrachte, hier sollte ein Zeichen gesetzt werden, ein schreckliches Zeichen! Dies war ein Spektakel, ein Schau-Spiel, dessen Ausgang feststand. Wer nicht mitspielte, wer das Spiel verdarb, machte sich mitschuldig.

Herzog Balthasar besann sich auf eine Redewendung, die ihm irgendwo auf seinen Reisen zugeflogen war.

„Masal tow! Viel Glück!“

Er besann sich auch auf eine halbvergessene ritterliche Geste, neigte sich zu der Gebeugten und bedeutete ihr aufzustehen. Rebecca öffnete ihren Umhang und blickte dem Herzog ins Gesicht. Sie war nur wenig kleiner als er. Balthasar nahm das Angebot dieses Gesichtes an. Es war ihm, als blicke er mitten in die so geliebte weite fremde schöne Welt. Dann ging er langsam weiter. Später wußte er nicht mehr, ob diese Begegnung wirklich stattgefunden oder ob er davon nur geträumt hatte.

Es gelang Rebecca zwar, den eingekerkerten Männern die Nachricht zukommen zu lassen, daß sie sie nicht mit Blut befleckt hatten und deshalb nicht in Ängsten leben müßten. Dennoch brachte diese Kunde keine Erleichterung. Bei den Folterungen war Blut geflossen, und dieser Makel wog schwerer als der Schmerz. Kaum jemand hatte Hoffnung, dem Tod zu entgehen. Sie würden nicht nach den Bräuchen ihrer Väter bestattet werden. Ohne Erde aus Erez Israel. Das war fast noch schlimmer als der Tod. Aber sich den Abgefallenen und Verworfenen beugen und die Taufe über sich ergehen lassen, um weiterzuleben, das wäre das Allerschlimmste.

„Was soll ich denn nun mit den Hostien machen?“
hatte der Pfarrer der Sternberger Kirche den

Schweriner Dompropst gefragt.

„Nichts!“ hatte Klevenow erwidert. „Sie sind Beweisstücke und werden vielleicht im Prozeß gebraucht. Bewahre sie auf wie bisher, nichts anderes.“

Doch dann war der Propst grußlos abgereist, und damit hatte sich die Lage geändert. Wer wußte, ob sein Wort noch galt. Und ehe eine neue Entscheidung laut wurde, mußte man etwas ausprobieren, Tatsachen schaffen. Von dieser Kirche war alles ausgegangen, sie hatte einen Anteil an der allgemeinen Aufmerksamkeit verdient. Dafür gab es anerkannte, ja vorgeschriebene Formen. Der Pfarrer hatte immer wieder davon erzählen hören.

Er erinnerte sich an einen Sternberger Hufschmied, der kürzlich die Wallfahrt nach Wilsnack auf sich genommen hatte, um für seine trockene Ehe Kindersegen zu erlehen. Da war doch auch so eine Hostiengeschichte gewesen...

Nachdem er am nächsten Morgen seine Messe gelesen hatte, nicht nur eine verkürzte, schnelle Messe, denn man konnte ja nicht wissen, von wem man beobachtet wurde, suchte er den Hufschmied auf. Der wunderte sich nicht wenig über den ungewöhnlichen Besuch, der ihm gar nicht paßte. Die zahlreichen Fremden in Sternberg schienen sich verschworen zu haben, gerade an diesem Tag ihre Pferde beschlagen zu lassen. Und er war allein in der Werkstatt, denn sein Geselle mußte mit Spieß und Helm auf Wache ziehen.

„Ich will dich nicht stören“, begann der Pfarrer verlegen. „Du dienst Gott mit deiner Hände Arbeit, und

ich will diesen Dienst nicht unterbrechen. Doch sage mir, wie war es in Wilsnack? Was hast du erlebt? Was hast du erfahren?“

„Meine Frau ist noch immer nicht schwanger, wenn Ihr das meint. Aber sonst habe ich viel erfahren und erlebt. Mein Leben hat sich verändert. Ich bin reicher geworden.“

Er sagte diese Worte, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, und vollführte geschickt Schlag um Schlag auf das glühende Hufeisen.

„Eine Wallfahrt ist ein Segen. Nur wer sich auf den Weg macht, kommt an ein Ziel.“

Der Pfarrer wunderte sich, daß solche Worte aus dem Mund eines Hufschmieds kamen. Noch immer folgte ein Schlag auf den andern, und die Funken stoben.

„Ich weiß jetzt, weshalb Ihr hier seid, Herr. Auch bei uns wurde das hochwürdigste Gut geschändet, gerade so wie einst in Wilsnack. Zeigt es in der Kirche und ladet die Menschen ein. Sie wollen sich ja aufmachen und Neues erfahren.“

Wenn das kein Zeichen ist, dachte der Pfarrer. Ich will es tun. Ich will es heute noch tun. In aller Stille. Ich werde sehen, was daraus wird.

Und dann stand er noch eine Weile und sah zu, wie der Schmied einen Grapen in Stand setzte, den eine Frau gebracht hatte und auf seine Fertigstellung wartete. Er bewunderte die Ruhe, mit der der Schmied arbeitete, er freute sich über das Gleichmaß seiner Bewegungen. Er freute sich auch darü-

ber, daß all diese Mühe dem Schmied ein schönes Stück Geld einbrachte.

Dann ging er zurück, holte die alte verstaubte Monstranz aus der Sakristei und putzte sie eigenhändig, bis sie in neuem Glanz erstrahlte. Er ging in die Kirche, nahm die geschändeten Hostien aus dem Sakramentshaus und fand sie schon fast zerfallen. Nach einigem Überlegen befestigte er sie auf noch festen Oblatenscheiben und setzte sie nebeneinander in die Monstranz. Das sah un gewöhnlich aus. Blutspuren konnte er nicht mehr entdecken, die mußten inzwischen vertrocknet und vergangen sein.

Er entzündete die Kerzen auf dem Altar und stellte das hochwürdigste Gut darauf. Dann ging er zum Turm und läutete die große Glocke. Schon nach kurzer Zeit kamen die ersten atemlos in die Kirche gerannt. Der Pfarrer zog seine besten Chorgewänder an, kniete sich auf die Altarstufen und begann mit einer Litanei. Die Antwortrufe aus dem Kirchenschiff wurden immer kräftiger. Danach nahm er die Monstranz in beide Hände, segnete die Menschen und trug das hochwürdigste Gut in das Sakramentshaus zurück.

Doktor Bartholomäus Lembcke fühlte sich fast schon heimisch in dem Haus des jüdischen Schreibers, das ihm als Wohnung zugewiesen war, und er achtete darauf, daß die sorgfältige Ordnung, mit der man alles eingerichtet hatte, erhalten blieb. Aber manchmal kam er sich doch vor wie ein Eindringling

und hätte den Herzog am liebsten um ein anderes Quartier gebeten. Doch der hatte ausdrücklich befohlen, daß seine Gefolgsleute in den Judenhäusern zu wohnen hätten.

Des Morgens ging er, wie vom Herzog befohlen, in die Kirche, hörte die Messe und anschließend die Nachrichten des vergangenen Tages. Er stellte fest, wer von den vornehmen Herrschaften in Sternberg anwesend war, ob nur ein Herzog oder beide. Herzog Balthasar nahm seinen Betstuhl fast täglich in Anspruch, und man konnte davon ausgehen, daß er gerade von seinem nächtlichen Umherstreifen zurückgekehrt war und nach der Messe, nachdem der Pfarrer die Hostien auf den Altar gestellt hatte, sein Lager aufsuchen würde.

Nur selten war er bei den Befragungen der Juden anwesend. Lembcke beneidete ihn um seine Abwesenheit, denn das, was der Herzog einen Prozeß nannte, langweilte ihn aufs äußerste. Der Herzog stellte immer die gleichen Fragen, und er erhielt immer die gleichen Antworten.

Was will er eigentlich hören? fragte sich Lembcke. Etwas anderes können sie doch gar nicht sagen. Warum mußte man dem Herzog ständig wiederholen, daß die Juden die Hostien durchstochen hätten, beim Anblick der roten Tropfen in Panik geraten seien und daß einige von ihnen geflohen wären, wohin, wisse man nicht. Nur gut, daß die Folterknechte augenblicklich anderweitig beschäftigt waren, sonst hätte man sich auch noch die Schmerzensschreie anhören müssen.

Manche der Angeklagten hofften sich durch wortreich vorgetragene Ausschmückungen, die sie mit einem vielfältigen Gebärdenspiel der Hände und des Kopfes begleiteten, herausreden zu können. Nur Bartholomäus Lembcke waren diese Argumentationen nicht fremd, dergleichen war er schon bei seinen jüdischen Studien begegnet.

Was man nach dem Durchbohren mit den Hostien gemacht habe? Ein kleiner, schon sehr alter Jude schilderte in einem fast unverständlichen Gemisch von einheimischen und fremden Worten, daß man die Hostien ins Küchenfeuer geworfen habe, um sich ihrer zu entledigen und alle Spuren zu beseitigen. Vergeblich, die Hostien seien unversehrt aus den Flammen emporgestiegen, und das Feuer sei erloschen. Man habe während des ganzen Tages kein neues entzünden können und kalt essen müssen.

Ein anderer beschrieb, daß man sich mit den Hostien an den See begeben habe, daß man sie mit Steinen beschwert, in ein Tuch gewickelt und ins Wasser geworfen habe - aber siehe da, nach wenigen Augenblicken seien sie aus dem Wasser wieder aufgetaucht und ans Ufer getrieben.

„Unsinn!“ rief der Herzog. „Das sind Wunschträume für euer eigenes Schicksal. Doch ihr werden nicht aus den Flammen emporschweben oder aus dem Wasser wieder auftauchen!“

Nun wurde der Jude Aaron befragt.

„Wir haben sie dem Priester Peter Däne zurückgegeben. Was dann mit den Hostien geschehen ist,

wissen wir nicht, denn wir wurden in den Kerker geworfen und nun warten wir auf unser Urteil.“

„Du weißt, wie dieses Urteil lauten wird: Tod oder Taufe! Was wirst du wählen?“

Aaron antwortete: *„Ich glaube, mein erhabener Fürst, an einen allmächtigen Gott, der das ganze Weltall erschaffen hat; an den Gott, welchen auch unsere Stammväter Abraham, Isaak und deren Nachkommen, die niemals unserer Religion untreu wurden, uns anzubeten gelehrt haben. Dieser nun, glaube ich, wollte mich auch zu einem Menschen machen für die jüdischen Glaubenslehren; hätte er gewollt, daß ich ein Christ sei, so hätte er mich nicht als Juden ins das Dasein gerufen und diesem Volke zugesellt. Glaubt Ihr etwa nicht, daß, wenn es sein heiliger Wille gewesen wäre, ich an Eurer Stelle als Fürst hier handelte und anstatt meiner Stammväter einen erlauchten fürstlichen Stammbaum trüge?“*

„Genug jetzt!“ rief der Herzog.

Da waren sie wieder, die lachenden Judengesichter unter dem Rostocker Torbogen, und er selber lag am Boden und konnte sich nicht helfen. Mit einem harten Ruck stand er auf und ging zum Ausgang. Das war das Zeichen zum Aufbruch.

„Der Rostocker Judendoktor soll zu mir kommen!“ befahl er einem seiner Knechte. Der war ratlos - brauchten die Juden einen Arzt? Es dauerte eine ganze Weile, ehe er herausgefunden hatte, wer damit gemeint war. Und Doktor Bartholomäus Lembcke mußte einen bösen herzoglichen Tadel einstecken, weil er so spät kam. Magnus hatte

schlechte Laune.

„Wieviele Schornsteine hat dein Haus, daß du es dir leisten kannst, so säumig zu sein?“

„Ich bin sofort zu Euch geeilt, als ich Eure Botschaft erhielt. Und ich besitze kein Haus, jedenfalls keins aus Holz oder Steinen. Das Haus, das ich bewohne, braucht keinen Schornstein.“

Dem Herzog gefiel diese Schlagfertigkeit.

„Du könntest ein Haus mit vier Schornsteinen haben. Das wäre selbst für den kältesten Winter warm genug.“

„Was muß ich dafür tun?“

„Mir wurde berichtet, daß du dich mit den Schriften, den Gebräuchen und sogar mit den Gerätschaften der Juden auskennst. Darum sollst du mein Berater und Verwalter sein, denn alle diese Dinge werden bald mir gehören. Und du sollst mein Sachwalter bei den Menschen ringsum sein, denn sie sollen erfahren, welch gottlose Brut sie in ihrer Mitte geduldet haben, damit sie verstehen, wovon sie in Kürze befreit sein werden. Hostienschänder, Brunnenvergifter, Kinderschlächter, Wucherer und Blutsauger! Hast du mich verstanden?“

„Ja, aber ich habe nie dergleichen gesehen oder erlebt.“

„Papperlappapp! Dann wirst du es eben aus deinen Büchern holen, wozu gäbe es sie sonst? Und nun an die Arbeit! Ich wünsche eine Aufzeichnung der beweglichen Habe, die sich in den hiesigen Judenhäusern befindet. Das soll deine Gesellenarbeit sein. Dein Meisterstück wirst du dann in Rostock abliefern. Und dann kannst du dir dort ein Haus

aussuchen, eins mit vier Schornsteinen, versteht sich!“

Damit war Doktor Bartholomäus Lembcke entlassen und wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Langsam ging er in sein Quartier zurück, setzte sich auf eine geschnitzte Truhe und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen.

Welch eine Auszeichnung ließ ihm der Herzog da zukommen! Es hatte sich also gelohnt, soviele jüdische Kenntnisse anzuhäufen, angefangen von den eckigen Schriftzeichen bis hin zu den Vorschriften des Talmud. Nicht einmal die Rostocker Professorhäuser hatten vier Schornsteine.

Der Raum, in dem er sich befand, blinkte von Silber und Kupfer, von Leuchtern und Trinkgefäßen, von Täfelchen mit eingeritzter Schrift, von Dosen und Kästchen. Lembcke hatte sich bis jetzt gescheut, diese Gegenstände näher zu betrachten oder gar nachzuschauen, was sich hinter den Schranktüren und in den Schubladen verbarg. Doch nun war alles anders, er hatte ja einen Auftrag. Er handelte im Namen des Herzogs, des Landesherrn.

Viele Fragen blieben freilich offen. Aber die Zeit drängte. Kupfer und Silber, vielleicht sogar Gold - darauf hatte es der Herzog besonders abgesehen, das mochte hingehen. Er würde das alles auf Wagen verladen und in seine Schatzkammer bringen lassen. Vielleicht würden daraus Münzen geprägt.

Dieser Gedanke löste in Doktor Bartholomäus Lembcke nicht den geringsten Widerspruch aus. Juden standen zwar unter fürstlichem Schutz, hat-

ten aber keinen einklagbaren Anspruch darauf, sondern mußten sich seiner immer wieder würdig erweisen. Ein Fürst hatte es nicht nötig, Unwürdigen seinen Schutz zu gewähren. Er hatte die Freiheit, Rechtsbrechern und Gotteslästerern nicht nur Privilegien zu entziehen, sondern sie für ihre Untreue hart zu bestrafen und ihr Vermögen, das sie unter fürstlichem Schutz erworben hatten, einzuziehen. So einfach war das!

Und wenn die Juden das trotz aller Gelehrsamkeit und Bücherweisheit nicht begriffen, mußte man sie durch Härte dazu zwingen, und sei es durch den Tod! Man mußte ein Exempel statuieren: bis hierher und nicht weiter! Allmählich würde sich die Judenheit dann schon zur Unterwerfung oder doch wenigstens zur Achtung bequemen.

Doktor Bartholomäus Lembcke ging daran, ein Verzeichnis der jüdischen Gerätschaften aufzustellen. *Ein großer silberner siebarmiger Leuchter für den Sabbat, genannt Menora. Ein kleiner silberner siebenarmiger Leuchter mit Rankenwerk und vergoldeten Auflagen. Ein kupferner achtarmiger Leuchter für das Chanukka-Fest. Ein silberner Becher auf goldenen Kugelfüßen für die Segenssprüche bei der Sabbat-Mahlzeit.* Lembcke brachte es im Verlauf mehrerer Stunden auf hundert Nummern und war ganz stolz auf sein Werk.

Aber die Bücher - was sollte mit den Büchern geschehen? Niemand außer ihm konnte sie lesen. Der Herzog mußte sie ihm übergeben, gleichsam als Anerkennung und Lohn. Und wenn er dann in Rosstock das große Haus zur Verfügung hätte, das mit

den vier Schornsteinen, dann würde er den Büchern einen großen Raum schenken und sie bewachen wie einen kostbaren Schatz.

Die Bücher waren ja mehr wert, als alle sieben- und achtarmigen Leuchter. Lembcke würde sie lesen und übersetzen, er würde Thesen aufstellen, vortragen und verteidigen, er würde als Professor in Lingua hebraica Dispute führen und selbst Schriften verfassen.

Schon eilte er zum nächsten Judenhaus, verlangte mit fester Stimme Einlaß im Namen des Herzogs, und der verdutzte Wachknecht gab ihm den Weg frei. Doch hier war die Ausbeute gering. In den anderen Häusern und Hütten fanden sich fast gar keine wertvollen Dinge, und so konnte Lembcke seinen Auftrag eher erfüllen, als er erwartet hatte. Er kam jedoch nicht dazu, den Herzog nach Anweisungen wegen der Bücher und Schriftrollen zu fragen. Heimlich brachte er einiges für sich auf die Seite; man konnte ja nie wissen...

Nun war der nächste Auftrag an der Reihe. Langsam bewegte sich Lembcke durch die Sternberger Gassen und trug in dem dafür üblichen Singsang seinen Bericht über die zahllosen Schandtaten der Juden vor. Sie hätten sich in der Christenheit ausgebreitet wie eine üble Krankheit. Und nicht nur das - sie verbreiteten auch Krankheiten, an denen die Christen zugrunde gingen, während sie selbst durch allerlei Zauberei und Hexerei verschont blieben. Die Pest. Den Aussatz. Das Antoniusfeuer. Die französische Kranklheit.

Sie warfen solche Krankheitsgifte einfach in die Brunnen, und Mensch und Vieh nahmen sie mit dem Wasser auf. Und wenn eine Frau fleischliche Sünden mit einem Juden begangen hätte, könne sie hinfort nur Judenkinder zur Welt bringen, ganz gleich, welchen Mann sie zu sich ließe. Lembcke vermischte seine Rede mit lateinischen Brocken, damit sie sich glaubwürdig anhören sollte.

Die Menschen hörten zunächst neugierig und wohlwollend zu, dann aber schüttelten viele den Kopf, und schließlich begannen einige zu lachen und steckten die Menge mit ihrem Gelächter an. Ja, der Doktor Bartholomäus Lembcke wurde ausgelacht und zur lächerlichen Figur, und er sah keinen anderen Ausweg, als noch schärfere Geschichten zu erzählen.

Er wisse auch von verborgenen Nachrichten, daß gierige Judenhäscher Christenkinder von der Straße wegfangen und sie in ihren dunklen Kellern mit ihren berüchtigten scharfen Messern grausam abschlachteten, um ihr Blut in die Erde sickern zu lassen, damit die Judenheit auch weiterhin einen Freiraum darauf habe.

Aber auch dieser Geschichte glaubte man nicht und fragte laut, ob man angesichts so unerhörter und schrecklicher Vorkommnisse in der Stadt nun auch noch solch läppischen Gaukler ertragen müsse.

Solche Fragen drangen bis zum Herzog, und der sann auf andere Mittel, die Stimmung zu ändern. Er ließ aus dem ganzen Land Folterknechte nach Sternberg kommen, und Lembcke mußte ihnen vor-

tragen, was sie gegen die Juden vorzubringen hätten. Den Christen sollte es wie Schuppen von den Augen fallen, und sie sollten dankbar sein, daß sie endlich von dieser Ottern- und Schlangenbrut befreit würden, von diesem verderbenbringenden kriechenden Gewürm, diesen reißenden Löwen und Obeliskern, diesen Schlammdrachen und Halbwesen.

Die Folterknechte sollten auch in die Weberstuben gehen und nach minderwertiger Leinwand für die Hinrichtungsgewänder suchen. Das Schlechteste sei gerade gut genug! Und dabei sollten sie mit harter schnarrender Stimme ihre Nachrichten verbreiten.

Und siehe da - fast jeder hatte solche schlechte, mißlungene Ware in den Truhen und wartete auf eine Gelegenheit, sie loszuwerden, und sei es bei einer Judenverbrennung. Über die Berichte der Folterknechte wurde nicht mehr gelacht, und immer wieder lief ein Gruseln über die Rücken der Lauschenden. Und dann wurden die langen weiten Gewänder genäht, in aller Eile, mit großen plumpen Stichen, und es kam nicht darauf an, daß alle Nähte geschlossen waren.

Es hatte einiger Überredungskünste seitens des Schweriner Dompropstes bedurft, ehe man Papenkattrin die erbetene Zuflucht im Tönnieshof

gewährte. Der Subpräzeptor war mißtrauisch und wollte sein Haus nicht in schlechten Ruf bringen. Der Vater der Frauensperson habe sich den Teufels- und Hexenkünsten verschrieben und scheue sich nicht, den heidnischen Wode um seinen Beistand anzurufen, und die Tochter stehe auch nicht eben im besten Ruf.

Der hochwürdigste Herr solle sie doch besser mit in seinen Domherrenhof nehmen, dort sei sie sicher und ihre Umgebung auch vor ihr. Aber dann käme wohl der hochwürdigste Herr selbst noch ins Zwielicht.

„Sie hat mir das Leben gerettet, sie hat ein gutes Herz! Ich will Euch später eine Summe Geld zu ihrem Unterhalt schicken.“

„Nun gut, mag die Frau hierbleiben, bis der Präzeptor vom heiligen Jakobus zurückkommt. Im Stall, im Garten und auf dem Feld werden immer kräftige Hände gebraucht. Aber das letzte Wort hat der Präzeptor. Was trägt die Frau da eigentlich unter dem Arm? Eine Pfanne? Will sie darin ihren Hexensud zubereiten?“

„Nein, das ist ein Grapen. Laßt ihr ihren einzigen Besitz.“

Nikolaus Klevenow spendete Papenkattrin den Segen und verabschiedete sich. Papenkattrin wurde dem Hofvogt übergeben und in die verschiedenen Arbeiten und Gebetszeiten eingewiesen. Ihren Schlafplatz erhielt sie in einem Seitenflügel des Siedenhauses im Dachstuhl. Dort konnte sie auch ihren Grapen verstecken.

Obgleich sie zunächst von viel Mißtrauen umgeben war, fühlte sie sich bald im Tönnieshof sicher und geborgen. In ihren neuen derben Arbeitskleidern, zu denen auch eine enganliegende braune Haube gehörte, würde sie nicht einmal ihr eigener Vater erkennen. Sie arbeitete meist im Schweinestall, aber es fiel bald auf, daß sie sich am liebsten in der Nähe der Küche aufhielt. Zuerst dachte man, sie habe Hunger und bot ihr an, was übriggeblieben war. Dann aber kam man darauf, daß sie sehnsüchtig auf Herdfeuer und Kochtöpfe blickte.

Der Küchenbruder machte sich einen Spaß und rief: „Heda, Dompapenkattrin, willst du das Kochlöffelzepter schwingen und in den Töpfen rühren, während ich im Stall die Eier einsammle? Laß nur nichts anbrennen! Und hüte dich vor dem Naschen!“

Nun war Papenkattrin in ihrem Element, und die schmale Tür zur Küche war für sie wie der Eingang ins Paradies, in dem es dampfte und brodelte und von nahrhaften Düften wogte. Sie hatte in drei Töpfen zu rühren, für die Mönche, für die Kranken und für die Arbeitsleute. Der Topf für die Arbeitsleute machte am wenigsten Mühe, weil darin nicht viel anbrennen konnte.

Als der Küchenbruder mit einem Korb voller Eier zurückkam, sagte Kattrin: „Ich rieche, daß die Speisen noch ein wenig Glanz vertragen könnten. Ihr habt doch gewiß einen Kräutergarten, und wenn nicht, will ich Euch Kräuter und Wurzeln vom Wiesenrain sammeln.“

„Du wirst uns doch nicht vergiften wollen?“

„Ich werde mich doch nicht um mein Obdach brin-

gen.“

„Nun gut, geh und hole, was du brauchst, ich rühre weiter.“

Katrin kam nicht nur mit einer Schürze voller Kräuter und Wurzeln, sondern auch mit ihrem Grapen zurück.

„Erlaubt, daß ich die Wurzeln nach meiner Weise vorbereite, sie röste und dünste, eine besondere Mischung herstelle und erst dann den Speisen hinzufüge.“

„Was denkst du dir? Wir sind doch keine Bischofsküche!“ brummte der Küchenbruder, ließ Katrin aber gewähren und hinderte sie nicht am Schneiden, Rösten und Mischen. Dann bat sie um ein wenig Schmalz und setzte den Grapen über das Feuer.

„Das ist doch einmal etwas! Bringst dein eigenes Kochgeschirr mit, wie ein Spielmann seine Laute.“

„Ja, der Grapen ist meine Laute, nur, daß es aus ihm nicht klingt. Merkt Ihr schon, welche Düfte aus ihm aufsteigen?“

„Ist das auch kein Hexensud? Aber es riecht wirklich gut! Brauchst du noch etwas zur Vergoldung der Speise?“

„Wenn Ihr mir ein paar Eier aus Eurem Korb da überlassen könntet... Oder einige Streifchen Speck. Ihr habt doch soviele Schweine im Stall!“

„Ich sehe, du hast einen Blick für die Wirtschaft.“

An diesem Tag fragten die Bewohner des Tönnieshofes verwundert, welcher Heilige denn heute gefeiert würde, daß solche Leckerbissen auf

den Tisch kämen! Der Küchenbruder sagte lachend, daß er wunderbare himmlische Kräfte beim Kochen erfahren habe. Und daß man solcher Hilfe nun auch öfter gewiß sei. Für den Tönnieshof würden wohlschmeckende Zeiten anbrechen.

Erst einmal aber fiel das kalte Grauen in die Präzeptorei, als einer der Brüder von der Rostocker Ratswahl zurückkehrte, an der auch ein Vertreter des Tönnieshofes als Beobachter teilzunehmen hatte. Höhepunkt dieser Tage war nicht etwa die Präsentation des neuen Rates, nein, die peinvolle Hinrichtung eines Priesters, die man eigens bis zu diesem Zeitpunkt aufgeschoben hatte, da soviel Volk in die Stadt geströmt war.

„Und wißt ihr, wer das war?“ fragte der Bruder in die atemlos lauschende Gemeinde des Tönnieshofes. „Ihr werdet es nicht glauben - der vermaledeite Judenpriester aus Sternberg. Einige von euch haben ihn vielleicht sogar gekannt. Wer hätte gedacht, daß der einmal zu solcher Berühmtheit emporsteigen würde?“

„Erzählt doch, was hat man mit ihm gemacht? Und wie hat man es gemacht? Wurde er auch verbrannt, wie die gottlosen Juden in Sternberg?“

„Ja, aber nicht sofort. Zuerst verurteilten ihn sieben Geistliche wegen Sakramentsfrevl und Gotteslästerung zum Tode. Sie schoren ihm das Haar, zogen ihm das Priesterkleid aus, bekleideten ihn mit einer kurzen Verbrecherjacke und übergaben ihn dann dem Gerichtsdienner, der ihn den Henkern überlieferte. Zuerst rissen ihm die Henker mit glühenden Zangen das Fleisch vom Körper. Er wurde sozusa-

gen gerupft. Dann fuhr man ihn auf den Galgenberg und verbrannte ihn auf dem Scheiterhaufen. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.“

Es war Papenkatrin, die auch unter den Zuhörern war, zu Mute, als fühle sie das alles noch einmal am eigenen Körper. Sie flüchtete zu ihrem Schlaflager, umklammerte ihren Grapen und überließ sich lautlosen Weinkrämpfen.

III.

Das Glockenspiel

Henning Schnytker hatte große Mühe damit, in Wismar wieder Fuß zu fassen. Es wurde ihm bald deutlich, daß er nicht wieder dort anfangen konnte, wo er als junger Bursche aufgehört hatte und nach Lübeck in die größte der Maler- und Bildhauerwerkstätten gegangen war, die sich rings um die Ostsee angesiedelt hatten. Als armer Geselle war er fortgezogen, als reicher Mann zurückgekehrt, als Hausbesitzer. Alle Möglichkeiten standen ihm offen.

Doch welche von ihnen sollte er ergreifen und verwirklichen? Noch einmal heiraten, aus kühler Überlegung, allein vom Willen bestimmt? Kinder in die Welt setzen, die ihren Vater nur als alten Mann kennen würden? Eine Werkstatt eröffnen? Lehrlinge aufziehen? Bilder malen, für die es in den übervollen Kirchen gar keinen Platz mehr gäbe? Er stellte sich sovieler Fragen, daß er aus dem Grübeln nicht herauskam und keines der Angebote wahrnahm oder gar anpackte.

Manchmal fühlte er sich gedrängt, das soeben erworbene Haus wieder zu verkaufen, alles zu verlassen und in ein einsames und strenges Kloster einzutreten. Aber wo gab es die noch? Das Drängen war auch nicht stark genug, um ihn zu einem Entschluß zu bewegen, und ihm fielen immer nur Gegenargumente zu allen seinen Plänen ein.

So hockte er nun in seinem neuen leeren Haus, be-

obachtete, wie sich die Dohlen in den Mauerlöchern von Sankt Georgen einnisteten und überließ sich seinen trüben Gedanken. Immer wieder machte ihm die Gegenwelt zu schaffen, vor der er sich noch mehr fürchtete, als vor dem sichtbaren Leben, das ihn umgab. Er hatte ja erfahren müssen, daß diese Gegenwelt sich nicht mit inneren Bildern begnügte, sondern grausame Wirklichkeit geworden war.

Während sie auf dem Rückweg vom Grab des heiligen Jakobus in den Norden waren, hatte man in Sternberg alle jüdischen Männer verbrannt, ihren Besitz eingezogen und ihre Frauen und Kinder vertrieben. Auch in Rostock und Wismar hatte man inzwischen damit begonnen, die Juden zu verjagen, ihr Hab und Gut aber einzubehalten.

Schnytker hatte Angst davor, mit anderen Leuten zusammenzukommen und neue schreckliche Einzelheiten von dem zu erfahren, was er zuvor schon gesehen hatte. Aber auch in der Einsamkeit seines verschlossenen Hauses folterte ihn die Gegenwelt.

Zuerst waren es nur unscheinbare Signale, die ihn aufhorchen ließen. Der Schlag der Kirchturmuhren geriet um einige Töne zu tief. Er rieb sich die Augen angesichts des Eindrucks, daß die großen Flächen der Kirchenwände schrumpften und ineinanderflossen.

Dahinter tauchte ein riesiges rotes Bauwerk auf, das wie ein Lebewesen wirkte, wie ein glühender Drache, breit hingelagert und zugleich hoch aufstrebend. Es bot sich dar und schloß sich ab, es lockte und gebot Distanz, umschmeichelt von klei-

nen roten Dächern und spitzigen Schornsteinen, aus denen Rauch stieg.

Schnytker erwartete, daß die rote Steinmasse beim näheren Hinschauen auseinanderfließen und sich in Dunst auflösen werde, aber alles blieb fest und wurde größer und größer. Scharf traten die Ecken und Grate hervor, alles war wohl und fest gefügt und unter einem mächtigen Dach geborgen. War das noch die Georgenkirche?

Er selbst durchwandelte eine Stadt mit Mauern und Türmen, Brunnen und Kränen, Speichern und Läden, Menschen und Tieren. Hunde kläfften, Kinder liefen hintereinander her, seltsame Fahrzeuge schnellten durch die Straßen, die Menschen kauften und verkauften, beförderten Gegenstände von einem Ort zum andern, stritten und versöhnten sich, öffneten und schlossen ihre Türe und Fenster. Sie schrieten sich an oder flüsterten zärtlich miteinander. Sie verleumdeten und lobten einander, grenzten ihre Feinde aus und suchten Bündnispartner, und ab und an sahen sie zu dem roten riesigen Haus empor, um dessen Mauern die Dohlen kreisten.

„Das ist das Haus des Drachentöters“, sagten mehrere Stimmen zugleich, „uns kann nichts zustoßen, wir haben einen starken Schutz. Der Drachentöter wacht über uns.“

Doch der Drachentöter konnte nur gegen das feuerspeiende Kriechgewürm auf dem Boden helfen; er war machtlos gegen die stählernen Flügelhornissen, die in den Lüften auftauchten, Todeslasten auf

die Erde warfen, denen nichts, aber auch gar nichts standhielt. Feuerkugeln durchschlugen Dächer und Decken, und alles zerbarst in einem ohrenbetäubenden Donner.

Schnytker hatte die Augen geschlossen und nahm trotzdem mit Entsetzen die Zerstörungen ringsum wahr, er hörte die Todesschreie der Menschen, roch ihr verbranntes Fleisch, schmeckte den Rauch und Staub auf seiner Zunge, fühlte die sengende Hitze, und als er die Augen öffnete, sah er das Haus des Drachentöters in sich zusammenstürzen.

Schritt für Schritt ging er seinen Weg weiter, mitten durch die brennende Stadt, und als er durch das Tor gegangen war und sich umblickte, stand die rote Glut ringsum am Horizont.

Tagelang blieb Schnytker unter dem Eindruck dessen, was er an Zerstörung und Verderben gesehen hatte, wie gelähmt. Er konnte nicht in den Schlaf finden und bekam keinen Bissen hinunter. Er starrte auf die leeren Wände seines Hauses und war unfähig, auch nur einen Finger zu rühren.

Sankt Georgen, das Haus des Drachentöters, Pfarrkirche der Neustadt, der Zugewanderten, der Leute vom Rande, von draußen, die nichts mit Koggenfahrt und Fischfang zu tun hatten, wie die Pfarrkinder von Sankt Nikolai, die nicht zum innersten Kern der Stadt und somit zur Ratskirche Sankt Marien gehörten.

Die Leute von Sankt Georgen waren ein besonderer Schlag. Zu ihnen zählten die Hüter des herzoglichen Hauses, das neidisch die hohen Kirchenmauern hinaufschielte, die Bewohnerinnen des Beginenhofes, die es zwar näher zu Sankt Marien hatten, denen aber die ständigen üblen Nachreden der Ratsstreuen und Marktgänger so mißfielen, daß sie lieber ein paar Schritte mehr und eine noch turmlose Kirche in Kauf nahmen.

Die ersten Siedler der Neustadt hatten ihre Kirche zunächst dem heiligen Martin weihen wollen, dem mitfühlenden römischen Soldaten, der seinen Mantel mit einem frierenden Armen teilte. Dann aber hatte sich die Stimmung zugunsten des heiligen Georg, des siegreichen Drachentöters mit gezückter Lanze auf dem angriffslustigen Pferd geändert.

Das Leben war Kampf, und ein Soldat, der seinen Mantel durchschnitt, schwächte damit die Kampfkraft und gab sich selbst auf. Da war Sankt Georg denn doch eine ganz andere Gestalt! Sein Bild sollte sich den Menschen einprägen. Der Drache lauerte überall, und täglich mußte man zum Kampf gegen ihn antreten.

Der Turmbau von Sankt Georgen ruhte zwar, aber ein Standbild mußte her, überlebensgroß, aus härtestem Eichenholz geschnitzt, ein Bild der Kraft und des Sieges, das nicht nur Achtung gebot, sondern Furcht verbreitete. Das Haus war fertig, ein achtungsgebietender Hausherr sollte endlich einziehen!

Ein in Wismar ansässiger herzoglicher Rat hatte ein solches Reiterstandbild in Stockholm gesehen und

wurde nicht müde, immer wieder seine Eindrücke angesichts des prächtigen Ritters zu schildern.

„Du hältst den Atem an, wenn du vor ihm stehst. Und du hütest dich, trotzig auch nur zu denken. Das Riesenpferd wird auf dich zusprennen und dich zerstampfen. Der heilige Georg braucht nur zuzuschauen und selbst gar nichts zu tun. Er ist ein schöner Mann, richtig neidisch könnte man werden. Der Lübecker Bernt Notke hat ihn gemacht.“

Notke? Bei dem hatte doch Henning Schnytker gearbeitet, wie sich herumgesprachen hatte. Da mußte es doch eine Kleinigkeit sein, die Kirche Sankt Georgen mit einem Sankt Georg zu beleben! Und wie gut traf es sich, daß Jürgen Kruse mit Henning Schnytker die große Pilgerfahrt gemeinsam begonnen und abgeschlossen hatten, das erleichterte die Verhandlungen.

Jürgen Kruse machte sich

also auf den Weg zu Henning Schnytker und stand eher neidisch als bewundernd vor dessen Haus, das beinahe ebenso stattlich war wie der benachbarte Herzogshof. Es war aus hellroten Backsteinen gebaut, mit einer geschnitzten Tür und großen Fenstern zur Straßenseite hin geschmückt und von einem Treppengiebel aus buntglasierten Ziegeln bekrönt. Das ist mein Mann, dachte Kruse wieder einmal, der muß mir helfen.

Kruse brauchte auch weiterhin Hilfe, denn man hatte ihn nur zum amtierenden Vorsteher der Bauhütte an Sankt Georgen ernannt. Zwar hatte er bei den anderen Mitgliedern viel Eindruck mit seinem Laby-

rinth gemacht, und man hatte sogleich eines in einer noch nicht vergebenen Seitenkapelle der Kirche angelegt. Es fand starke Beachtung und wurde ständig belaufen. Doch damit war Kruses Vorrat an Geheimwissen erschöpft, und es wollte ihm nicht gelingen, neue Quellen zu erschließen. Er fand weder zu den Geheimnissen der Alchimie, noch zu denen der Zahlen und Worte.

Dazu kam der Vorwurf, daß er nicht viel mehr als seinen Namen lesen und schreiben könne und zum Rechnen sogar die Finger zu Hilfe nehmen müsse.

„Aber meine Rechnungen stimmen doch“, empörte sich Kruse, wußte jedoch nicht so recht, wie und wem er das beweisen sollte. Ihm genügte es, daß er Zahlen, Maße und Gewichte im Kopf hatte und auch ein sicheres Gefühl für Entfernungen, ein genaues Augenmaß besaß.

Es kam nicht oft vor, daß er schreiben mußte, es blieb meist bei seinem Namenszug, und den konnte er malen, denn er hatte ihn immer wieder geübt und schrieb ihn so schwungvoll, daß er die Häme seiner Umgebung zum Schweigen bringen konnte.

Schnytker empfing seinen Gast freundlich, aber nicht herzlich, und führte ihn in den einzigen Raum des Hauses, den er bis jetzt eingerichtet und bewohnbar gemacht hatte. Alles andere war noch leer und wirkte unwirtlich.

„Beim heiligen Georg, Meister Schnytker, Ihr habt ein schönes Haus!“ sagte Kruse und setzte sich auf eine Bank, auf der kurz zuvor noch die Reste von Schnytkers gestriger Abendmahlzeit gestanden hat-

ten.

„Was führt Euch zu mir?“ fragte Schnytker. „Habt Ihr Euch schon von den Anstrengungen der Pilgerfahrt erholt? Fühlt sich Eure Seele leicht und frei?“

Kruse antwortete nicht, denn er war sich nicht sicher, ob diese Frage spöttisch gemeint war. Ob sie nicht wieder in ein Labyrinth führte.

„Ich bin gekommen, um Euch ein Anliegen der Bauhütte an Sankt Georgen vorzutragen. Schnitzt uns einen heiligen Georg auf dem Pferd im Kampf gegen den Drachen.“

Schnytker verzog keine Miene, fühlte aber, wie freudige Zustimmung durch seinen Körper ging. Welch ein unerwarteter und ehrenvoller Auftrag! Noch einmal ein großes Werk schaffen. Etwas, auf das alle Welt schaute. Und das für die Kirche, zu der er jeden Tag aufblickte. Ein Ritter in einer prächtigen Rüstung, die aussehen sollte, als stamme sie von einem Goldschmied. Die stählerne Lanze traf den feuerspeienden Drachen mitten ins Herz. Man müßte sein brüllendes Todsesschnauben hören können.

„Ihr schweigt? Wollen wir zuerst über Euren Lohn reden?“

„Nein, nein... Der Lohn ist ganz unwichtig. Aber ich weiß nicht, ob ich ein solches Werk noch zustande bringe.“

„Aber Ihr habt in Lübeck gearbeitet! Da können sie doch alles.“

„Ja, sie können viel. Ich will es mir überlegen.“

Kruse hatte erwartet, daß Schnytker geschmeichelt sein werde, denn seit langem war in Wismar kein so großer und ehrenvoller Auftrag vergeben worden, wie er nun erhalten sollte. Und nun dieses Zögern und Nachdenken? Das würde zu einem heiligen Georg wohl kaum taugen. Von dem verlangte man Tatkraft und Entschlossenheit.

Chane hatte das Gewand der Beginnen erhalten und lebte das Leben der Beginnen. Sie verstand das alles nicht, aber sie gewöhnte sich daran, fühlte sich geschützt und sicher, denn Doortjes Mantel reichte weit. Doortje sprach von ihr als von ihrer lieben Pilgertochter, die Gott ihr unterwegs anvertraut habe. Sie sei zwar stumm, aber sie drücke sich durch Gesten und Blicke aus; man könne sie gut verstehen.

Chane gewann Vertrauen in dieses neue Leben. Ihre eigene alte Welt war zwar zerstört, daran hatte sie keinen Zweifel, aber Gott hatte ja viele Welten geschaffen und ihr eine davon neu geschenkt. Er hatte nicht gewollt, daß sie weiterhin wie ein gehetztes Tier durch die Wälder lief, sondern wieder in einem festen Haus lebte und zuverlässige Gewohnheiten annahm. Daß sie die Sprache dieser neuen Welt verstehen lernte, die nicht nur in Worten lebendig wurde, sondern auch im Klang der Glocken und der Gesänge, in der schwindelerregenden Höhe der verdämmernden Kirchengewölbe, im Singsang der Markthändler, in den buntverzierten

Gewändern der jungen Burschen, im Geschrei der Kinder auf Gassen und Höfen, im Geschmack der Speisen, gegen die Chane Mißtrauen und Widerstand bald aufgab.

Wenn ihr diese neue Welt nun schon gegeben war, mußte sie wohl darin auch zu leben versuchen. Fürs erste waren die Bilder und Klänge, die Gerüche und der Geschmack ihrer alten Welt verblaßt, ja verschwunden.

Sie wußte zwar, daß sie Chane hieß, daß sie zum Volk Israel gehört und daß es zum gemeinsamen Hausstand mit ihrem Bräutigam Jakob nicht gekommen war, weil die Hochzeitsgäste, allen voran ihr eigener Vater, sich mit Blut befleckt hatten. Doch all das war in der vergangenen Welt geschehen.

Als Chane einmal im Nebenraum darüber tuscheln hörte, wer denn nun die schöne Fremde wirklich sei und woher sie stammen möge, war sie verwundert darüber, daß man sich soviel um das, was einmal gewesen war, bekümmerte. Erschien das, was jetzt war, den anderen schon so langweilig, daß sie immer wieder die Vergangenheit hervorzerren mußten?

Den anderen Beginen gefiel die neue Hausgenossin nicht. Zwar stellte man in ihren Häusern nicht so strenge Anforderungen an neue Bewerberinnen wie in den Klöstern, aber daß man nun jede erste beste Dahergelaufene sich das Beginengewand anziehen konnte, setzte den Wert des Hauses herab.

Und daß die Vorsteherin die Stumme so nahe an sich heranließ, daß sie ihr so unbedingt vertraute,

gefiel den anderen Hausbewohnerinnen erst recht nicht. Hatte Frau Doortje van der Gheenst denn ganz vergessen, wie man über Beginen redete? Ganz abgesehen davon, daß alle anderen zu kurz kamen! Daß sie keinen Anteil mehr an Frau Doortjes Gemütlichkeit und Lachen mehr erhielten. Daß sie nichts mehr von Frau Doortjes Stadtgesprächen erfuhren.

Wer konnte wissen, aus welcher Vergangenheit die Stumme weggelaufen war? Welche Liebesgeschichten oder Verbrechen sie hinter sich hatte? Wenn sie nun eine Hexe wäre... Nur nicht so laut darüber reden, der ganze Beginenhof käme in Ver-ruf.

Als Chane zum erstenmal die Georgenkirche betrat, kam sie nicht weit über die Eingangsschwelle hinaus, denn ihr war, als werde ihr der Zutritt verwehrt. Dies war ja nicht nur ein Haus, sondern eine Welt. Wer wohnte darin? Viele Menschen hielten sich in den hohen Hallen auf, aber sie blieben nicht darin, sie gingen wieder hinaus.

Es war Chane, als höre sie ständig ein ganz bestimmtes Wort, aber sie konnte es zunächst nicht von den anderen Tönen und Klängen trennen, mit denen es sich immer wieder vermischte. Manchmal war sie ganz nahe dran, aber dann schoben sich wieder andere Worte dazwischen. Sie wußte nur, es war ein Wort, das mit ihr, mit ihrem Leben zu tun hatte.

So stand sie wie gebannt unter den hohen Gewölben, hielt die Augen geschlossen und lauschte, während Frau Doortje am Grab ihres Ehemannes

ihre Gebete verrichtete. Daß die anderen Kirchenbesucher sie verwundert ansahen, nahm sie gar nicht wahr. Auch als sie zum Beginenhof zurückgingen, lag das Wort noch immer in der Luft, ohne sich zu erkennen zu geben.

Beim nächsten Besuch entdeckte Chane voller Freude das Labyrinth, und so wurde ihr der Raum vertraut. Es wurde ihr zur Gewißheit, daß das geheimnisvolle Wort für sie deutlich hörbar werden würde, und so geschah es. Was sie wahrnahm, war das höchste aller Worte, nämlich der Schem-Hamphorasch, der wahre, eigentliche Name Gottes, der nicht aufgeschrieben, sondern nur ausgesprochen werden kann. Wer ihn aussprach, hielt Himmel und Erde in seiner Hand.

Schem-Hamphorasch - so klang es durch das hohe Mittelschiff, so tönte es durch die Seitenschiffe, so flüsterte es aus den verdämmernden Gewölben. Von überall kamen ihr diese vertrauten Silben entgegen, und ihr war, als würden sie auch aus ihr selbst aufsteigen. Dies konnte kein schlechter Ort sein, wenn doch der Schem-Hamphorasch in ihm wohnte, in ihm klang, in ihm lebendig werden konnte.

Ich kenne das Wort, jubelte Chane tief in ihrem Inneren. Mir kann nichts geschehen. Denn das Wort will irgendwo aufbewahrt werden. In mir. Dieses Haus wird bleiben.

Sie konnte es gar nicht erwarten, daß Frau Doortje sie zum täglichen Gang nach Sankt Georgen rief. Doortje fiel es immer schwerer, sich ohne Hilfe fort-

zubewegen, und sie war froh, außer einem festen Stock auch die Stumme an ihrer Seite zu haben. Das Wunder von Santiago war wankelmütiger Natur, heute wirkte es stark, morgen schwächer und an manchen Tagen überhaupt nicht. Es kam vor, daß Frau Doortje nicht aufstehen konnte. Dann war Chane mit warmen Tüchern zur Stelle, um die Schmerzen wenigstens zu lindern, denn davon hing der Gang in das Haus des Weges und des Wortes ab.

Doortje war davon überzeugt, daß die Stumme zu den Christenmenschen gehörte. Und zwar zu den besonders eifrigen. Hätte sie es sonst so eilig, in die Kirche zu kommen?

Wenn Chane als Begleitung ihrer Pilgermutter die Georgenkirche betrat, lenkte sie ihre Schritte zum Labyrinth, das man in einer der südlichen Seitenkapellen mit weißer und gelber Farbe auf den roten Ziegelboden gemalt hatte. Während Doortje ihren Besuch am Grab ihres Mannes und bei den Altären und Heiligenbildern machte, ging Chane in der Seitenkapelle daran, die untere Welt zu durchlaufen, wie sie es für sich selbst nannte.

Sie war dort selten allein, denn das Labyrinth war zum Anziehungspunkt für viele Bewohner der Stadt geworden. Man brachte es mit dem heiligen Jakobus und seinem Grab in Santiago in Zusammenhang und hielt es für einen verkürzten Pilgerweg, bei dem man freilich Glück haben mußte, um den Ausgang zu finden. Chane erwies sich oft als eine Art Führerin, denn immer wieder faßte sie Übende, die im Kreis liefen, an der Hand und wies sie auf die

richtige Spur.

Mitunter waren mehr Menschen mit dem Labyrinth beschäftigt, als mit dem Gebet an den Altären. Einige Altaristen beklagten sich darüber beim Pfarrer, aber der meinte, es sei auch Gebet, sich an einem Labyrinth zu versuchen.

Dennoch kamen die Altaristen mit den Kirchenprovisoren und den Mitgliedern der Bauhütte überein, gerade diese Kapelle für das zukünftige Standbild des heiligen Georg mit dem Drachen zu wählen. Bis dahin wollte man das Labyrinthlaufen hingehen lassen, aber dann mußte es ein Ende haben.

Wenn Chane das Labyrinth betrat, war es für sie wie eine Tür, durch die sie in ihr altes Leben zurückkehrte. Sie war wieder daheim im Cheder, in den Kinderräumen, umgeben von ihren zahlreichen Schwestern. Doch sie war mehr als nur eine von ihnen, denn sie war der Liebling des Großvaters.

Sobald ihr Verstand erwacht war, hatte der Großvater sie das Lesen gelehrt und immer wieder bedauert, daß sie dereinst nicht zur Tora aufgerufen werden konnte. Mit welchem Verständnis und mit welcher Eleganz hätte sie die heiligen Texte in der Synagoge zum Klingen gebracht!

Der Großvater lehrte Chane nicht nur die Tora, sondern auch den Talmud und vor allem die Kabbala, die geheimnisvolle einzigartige Überlieferung der Juden, die nur von wenigen verstanden werden konnte und eigentlich nicht aufgeschrieben, sondern von Mund zu Mund weitergegeben werden sollte. Der Großvater aber besaß das Buch, in dem

alles aufgezeichnet stand, und Chane war überzeugt, daß er damit die ganze Welt besitze.

„Lern, Chanele, lern“, sagte der Großvater, „lern die Kabbala auswendig, dann gehört auch dir die ganze Welt!“

Und Chane lernte und lernte, und ihr Vater sah es mit Wohlgefallen, denn damit stieg der Heiratswert seiner Tochter ins nahezu Unermeßliche. Der Bräutigam, den Chane einmal bekommen sollte, der mußte aber auch wirklich etwas zu bieten haben!

Den Großvater und Chane selbst beeindruckten solche Redensarten und Ansprüche zunächst gar nicht, denn sie waren mit dem Lernen vollauf beschäftigt. Chane lernte nicht nur schön zu lesen, sondern auch schön zu schreiben, und der Großvater bedauerte wiederum, daß aus ihr kein Toraschreiber werden könnte, an denen doch immer ein so großer Bedarf bestand. Ihre Buchstaben waren untadelig, und wenn sie die heiligen Zeichen des Gottesnamens JHW schrieb, leuchteten ihre Gesichtszüge von innen.

All das erlebte Chane aufs Neue, wenn sie sich durch das Labyrinth bewegte. Sie spürte den Geschmack der ungesäuerten Brote auf ihrer Zunge. Sie roch den Duft der edlen Gewürze, mit denen man den Sabbat verabschiedete. Und zum Abschluß ihres Labyrinthlaufes hörte sie den langgezogenen Ton des Schofars, der am Versöhnungstag erklang. Danach kehrte sie in ihre neue Welt zurück.

Nach langen Überlegungen begann Henning Schnytker, in der Kapelle neben dem Labyrinth seine Werkstatt einzurichten. Jürgen Kruse persönlich hatte dem Maler und Bildschnitzer die harten schweren Eichenblöcke, aus denen Pferd, Reiter und Drache entstehen sollten, übergeben. Den Knechten, die die Fracht auf Rollen und mit dicken Tauen in die Kirche gebracht hatten, standen Schweißperlen in den Gesichtern. Erleichtert hatten sie die Kirche mit einem üppigen Trinkgeld aus Henning Schnytkers Gürteltasche wieder verlassen und sich in der nächsten Bierschenke auf die Bänke fallen lassen.

Chane, die gerade wieder eine Übungsrunde erfolgreich beendet hatte, spähte neugierig durch das geschmiedete Gitter, von dem die Nebenkappelle abgeschlossen wurde. Sie freute sich, als sie bekannte Gesichter sah, und das Gefühl der Vertrautheit mit ihrer neuen Welt wuchs. Schließlich kam auch noch Doortje dazu.

„Ich sehe, die Kunst hält wieder Einzug in dein Leben und in unsere Kirche, das kann ja nur ein gutes Zeichen sein,“ sagte sie zu Henning Schnytker. „Und auch Euren Plänen und Anliegen, Meister Kruse, kann es nur förderlich sein.“

Beide Männer verneigten sich, und Doortje fuhr fort: „Wie steht es um den Turmbau, Meister Kruse? Und wie weit bist du mit der Einrichtung deines neuen Hauses, Meister Schnytker?“

Mit diesen Fragen, so gut sie auch gemeint waren,

traf Doortje in beiden eine empfindliche Stelle. Die Aussichten auf einen stolzen hohen Turm waren für Jürgen Kruse um keinen Zoll gewachsen. Den stumpfen Georg, so nannten die Leute den nicht ausgeführten Turm. Auch das leere prächtige Haus von Meister Schnytker war inzwischen zum hämischen Stadtgespräch geworden. Hat ein großes Haus und weiß nichts damit anzufangen!

Doortje spürte die Ablehnung, bedauerte ihre Fragen, winkte Chane zu sich und wandte sich unter belanglosen Worten zum Gehen.

Da sie ein schlechtes Gewissen hatte und nach einigen Wochen die Gewißheit immer stärker wurde, daß sie bei Henning Schnytker etwas gutzumachen hatte, ging sie in die Küche des Beginenhauses und stellte eine kräftige Mahlzeit zusammen: kalten Braten, Honigkuchen, ein Säckchen mit Nüssen und getrocknetem Obst und eine Flasche Burgunderwein. Das Herdfeuer brannte nur mit einer kleinen verhaltenen Flamme.

Doortje war allein in der geräumigen Küche, die anderen waren mit der Krankenspeisung unterwegs in Wohnhäuser und Spitäler. Aber sie würden schon damit einverstanden sein, daß auch Henning Schnytker in ihre Fürsorge einbezogen würde. Trotz seines Reichtums gehörte er zu den Leidenden, wenn auch seine Krankheit nicht mit einem genaueren Namen bezeichnet werden konnte.

Doortje packte alles in einen Korb und beauftragte Chane, Meister Schnytker in der Georgenkirche aufzusuchen und die Speisen zu übergeben.

„Sieh mich nicht so erstaunt an, du kennst den Weg und kannst ihn allein gehen. Meister Schnytker wird dir schon nichts tun.“

Zum erstenmal ging Chane allein durch die Straßen, und sie bewegte sich langsam, um auf dem kurzen Weg möglichst viel zu sehen und aufzunehmen. Sie beobachtete einen kleinen Hund, der an einem Knochen nagte. Sie sah zu, wie eine alte Frau Blumentöpfe in die Sonne vor ihrem Haus stellte und aus einer flachen irdenen Schale begoß. Sie blickte durch eine geöffnete Haustür in einen dämmerigen Flur, in dem ein Webstuhl in regelmäßigen Schlägen klapperte. Als aus dem Hintergrund das Quäken eines Säuglings ertönte, verstummte der Webstuhl.

In solchen kleinen Häuschen war Chane schon gewesen, wenn sie mit der Mutter Almosen austeilte. Nun beschleunigte sie ihren Schritt, denn es drängte sie in das Labyrinth. Sie wollte erfahren, was es mit ihrer Mutter auf sich hatte, deren Gestalt ihr soeben wieder bewußt geworden war. Es machte sie unsicher, daß man sie achtungsvoll grüßte, und erleichtert schlüpfte sie durch das Seitenpförtchen in die Kirche, stellte ihren Korb ab und begab sich in das Labyrinth.

Es war, als hätte ihre Mutter sie dort erwartet, und gemeinsam durchmaßen sie die Schängelwege, führten ein langes stummes Gespräch, und als Chane das Labyrinth wieder verließ, waren ihre Augen voller Tränen.

Doch dann erschrak sie bis ins tiefste Herz, denn

sie hatte ganz vergessen, weshalb sie sich eigentlich in die Kirche aufgemacht hatte. Sie sollte ja den Korb an Meister Schnytker übergeben! Wo nur hatte sie ihn abgestellt? Gleich am Eingang? Dort stand er nicht. Auch in der Nähe der Labyrinthkapelle fand sich kein Korb.

Chane schoß durch den Kirchenraum wie eine verirrte Schwalbe, und die Beter vor den Altären und Heiligenbildern runzelten die Stirn. Schließlich ließ sie sich erschöpft auf einem Schemel neben dem geschnitzten Bild des Schmerzensmannes nieder. Erst jetzt bemerkte sie, daß Meister Schnytker an einem Pfeiler lehnte und sie unverwandt ansah.

Chane schlug die Augen nieder, und das Herz klopfte ihr bis zum Hals. Gleich würde er nach seinem Korb fragen, und dann könnte sie nicht antworten, weder mit Worten, noch mit der Tat. Er würde leer ausgehen, und sie hatte die Erwartungen ihrer Pilgermutter nicht erfüllt.

„Bist du ganz allein hier?“ fragte Schnytker, und Chane nickte.

„Ist etwas mit Doortje?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Möchtest du dir meine Werkstatt ansehen?“

Chane nickte, stand auf und folgte dem Bildschnitzer hinter das geschmiedete Gitter und den Bretterverschlag, der den Arbeitsraum den Blicken der Kirchenbesucher entzog, denn Schnytker wollte nicht gestört werden.

In dem ungefügen, aus mehreren zusammengeschaubten Holzblöcken bestehenden Gebilde ver-

barg sich die Gestalt eines Mannes auf einem Pferd, und Chane freute sich über ihre Entdeckung. In ihrer alten Welt hatte sich ihr niemals ein solcher Anblick geboten, denn Bilder galten als ein Greuel. In der neuen Welt würden sich diese Holzquader in einen Reiter verwandeln, daran bestand kein Zweifel. Auf dem Boden ringsum lagen Beile, Äxte und Sägen, große und kleine. Der reiche Herr Schnytker arbeitete wie ein Handwerker?

Schnytker hatte inzwischen den Schemel von draußen in die Kapelle geholt und lud die Stumme zum Sitzen ein. Von dem verschwundenen Korb war keine Rede, und angesichts dieser Umgebung dachte auch Chane nicht mehr daran. Es tat ihr wohl, daß Schnytker nichts fragte, nicht sprach, sondern in seiner Arbeit fortfuhr, die Holzblöcke rund zu machen, bald mit der Säge, bald mit der Axt, bald mit dem großen Schnitzmesser. Wenn wieder Späne gefallen waren, strich er mit der Hand über das Holz, als müsse er es trösten und besänftigen, ihm gut zureden. Es war eine harte und mühsame Arbeit, und immer wieder mußte er sich den Schweiß von der Stirn wischen.

Meister Notke hätte solche Arbeiten von seinen Gesellen ausführen lassen und hätte erst dann mit seinen feinen Schnitzereien begonnen, wenn die große Form sichtbar geworden war. Schnytker aber hatte keine Gesellen, er mußte alles selbst tun, und er wollte es auch. Er wollte mit Händen und Augen von Anfang an dabei sein, auch wenn es Schweiß kostete und Schwielen einbrachte. Er wollte die Gestalt wachsen sehen, sie sollte die Bilder der Ge-

genwelt in ihm zerstören.

Tatsächlich schien jetzt diese dunkle Welt weit entfernt. Henning Schnytker sah ein anderes Bild wieder lebendig vor sich. Da lag dieses rätselhafte Labyrinth-Geschöpf zitternd unter dem Beginenmantel und wartete auf sein Urteil. Und der Mantel bewirkte ein Wunder: der vermeintliche Dieb wandelte sich zu einer liebenswürdigen jungen Frau, der die Stummheit eher noch mehr Anmut verlieh, als daß sie ihr Abbruch tat.

Schnytker fühlte sich gelegentlich auch zu Doortje hingezogen, fürchtete sich aber vor ihrer Geschwätzigkeit, die seine inneren Bilder einengte. Doortjes Pilgertochter aber sprach ohne Worte. Sie brachte Gedanken zum Klingen, die sich schönen Worten entziehen würden, und Schnytker fühlte sich wohl dabei.

Als er die aneinandergeschraubten Holzblöcke so vor sich stehen sah, verblaßte plötzlich das Bild, das einmal aus ihnen werden sollte, die Gestalt des Gepanzerten und Bewaffneten, der aus jedem Kampf als Sieger hervorgehen mußte. Er konnte sich auf Rüstung, Lanze und Schwert verlassen. Sie machten ihn unbesiegbar. Er brauchte ja nur zu hauen und zu stechen. Doch wo blieb sein Herz, seine Liebe?

Gewiß, er tötete den Drachen, um andere zu retten. Doch wie würde er aussehen, wenn er die Rüstung abgelegt und Lanze und Schwert in die Ecke gestellt hätte? Konnte man sich dann auch noch bei ihm geborgen fühlen?

Meister Schnytker stellte plötzlich fest, daß er den heiligen Georg nicht mochte. Oder war es die Stumme da hinter ihm, die ihm diese Botschaft übermittelt hatte? Plötzlich stand ein neues Bild vor ihm, und er schloß die Augen, um es festzuhalten und in allen Einzelheiten zu sehen. Nein, es war keine Gegenwelt, es war ein tröstliches Bild!

Da stand er auf, griff nach seinem schwarzen Stift und zeichnete das Bild auf die weißgekalkte Wand. Auch Chane hatte sich erhoben und war nähergetreten. Da erschien ein Reiter auf seinem Pferd. Er hatte sein Schwert gezogen, gegen wen wollte er kämpfen? Aus welcher Richtung kam der Feind? Doch nein, der Reiter wollte gar nicht kämpfen, nicht angreifen, sich nicht verteidigen, sondern. Er hatte das Schwert erhoben, um seinen Mantelumhang durchzuschneiden. Die andere Hälfte würde er dem Bettler geben, der da armselig und frierend auf dem Boden hockte. Der Mantel würde ihn retten, und niemand konnte ihm etwas anhaben.

Chane wußte, was das bedeutete, trug sie nun doch selbst eben den Mantel, den Doortje vor vielen Monaten über sie gebreitet hatte. Da Doortje oft fror, hatte sie sich inzwischen einen dickeren Umhang zugelegt.

Das war doch ein schönes Bild aus dieser ihrer neuen Welt: man nahm andere unter den eigenen Mantel und schenkte ihnen Schutz und Wärme. Und als ihr just in diesem Augenblick der verschwundene Korb wieder in den Sinn kam, fiel ihr sogleich auch ein Ausweg ein. Sie nahm ihren Beginenmantel ab und legte ihn lächelnd über

Schnytkers Schultern. Wenn er nun schon nichts zu essen bekam, so sollte er doch wenigstens nicht frieren!

Schnytker wußte nicht, wie ihm geschah. Er fühlte sich in eine besondere Wärme eingehüllt. Und er spürte so etwas wie Glück. Dennoch nahm er den Mantel sogleich wieder von seinen Schultern und gab ihn an Chane zurück.

Unterdessen machte sich in einem Winkel der Stadtmauer ein hungriger Bettler über den gefundenen Korb her und pries den heiligen Georg, der ihm eine so reiche Gabe geschickt hatte. Sankt Nikolai und Sankt Marien hätten sich so wohlthätig noch nie gezeigt.

Mit dem Vierschornsteinhaus für Bartholomäus Lembcke in Rostock war es nichts geworden, denn Herzog Magnus war zu der Meinung gekommen, Lembcke hätte sich nicht genug für die fürstliche Sache eingesetzt, sondern sei vor allem seinen eigenen Interessen gefolgt. Eine jüdische Büchersammlung, Professor der hebräischen Sprache - welch ausgefallene Ideen! Dafür konnte er keine besonderen herzoglichen Privilegien erwarten oder gar fordern.

Als in Sternberg Fragen laut wurden, ob die Juden denn wirklich ein so hartes Schicksal verdient hätten, ließ der Herzog das Haus, in dem Lembcke die Bücher und die weniger wertvollen Kultgegenstände

zusammengetragen hatte, kurzerhand in Brand setzen, und die Redereien verstummen.

Lembcke kehrte in sein Studierstübchen an der Rostocker Jakobikirche zurück, fand dort aber keine Ruhe und Muße zum Studium mehr. Das Verhalten des Herzogs hatte ihn enttäuscht. Die Professoren ließen keine Möglichkeit vorübergehen, ihn als dahergelaufenen Herzogsgünstling an den Pranger zu stellen, ihn zu demütigen und zu verleumden. Als sie erfuhren, daß der Herzog für Lembcke nichts mehr übrig hatte, wurde es noch schlimmer. Die Studenten mieden den Doktor. Trotz bescheidenter Lebensführung fand er sein Auskommen nicht mehr.

Als er einem der Fraterherren, der auch an der Universität unterrichtete, seine Schwierigkeiten schilderte, empfahl der ihm, Rostock und die Universität aufzugeben und sich in der Stadt Wismar niederzulassen. Er habe gehört, daß der dortige Rat einen Schreiber suche. Es gäbe in Wismar genug Kaufleute und Schiffseigner, die für Schreiber- und Juristendienste etwas springen ließen. Mit großer Wissenschaft habe das freilich wenig zu tun, aber der Broterwerb sei nun einmal wichtiger. Der Doktor solle in Wismar die Verwandte des Fraterherrn, die Begine Dorothea van der Gheenst, aufsuchen, die werde ihm schon weiterhelfen.

Es fiel Bartholomäus Lembcke ganz und gar nicht leicht, Abschied von seinen wissenschaftlichen Träumen zu nehmen, aber er war nüchtern und weltklug genug, um sich nicht an Träume zu verlieren. Was er von seinen Habseligkeiten selbst tra-

gen konnte, nahm er mit auf den Fußweg nach Wismar. Bücher und Schriften ließ er in der Obhut des Fraterherrn, der sie beim nächsten Besuch seiner Verwandten mitbringen wollte.

Es zeigte sich schon bald, daß Bartholomäus Lembcke mit seiner Umsiedlung nach Wismar die richtige Entscheidung getroffen hatte. Er konnte die Arbeit, die man ihm anbot, kaum schaffen, und mit den Wismarer Kaufleuten und Schiffseignern ließ sich viel besser auskommen, als mit den Rostocker Professoren. Sie waren nüchtern und konnten rechnen. Wenn man gut plante, arbeitete und rechnete, zeigte sich das Ergebnis als handfeste Summe aus großen und kleinen Münzen, und Lembckes Anteil konnte genau bestimmt werden und war nicht nur von Wohlwollen oder Mißgunst seiner Auftraggeber abhängig.

Er kam schnell zu einem kleinen Überschuß und dann zu wachsenden Ersparnissen. Allmählich wuchs die Aussicht, daß Lembcke das kleine Haus, das ihm der Wismarer Rat zugewiesen hatte, zu seinem Eigentum machen könnte. Und seine Gedanken wagten sich noch weiter in die Zukunft: er wollte heiraten und einen eigenen Hausstand begründen. Und er wollte auf den Tag hinarbeiten, an dem er selbst einen Ratsherrenstuhl einnehmen würde.

Der größte Gewinn erwuchs ihm daraus, daß er dem Wismarer Rat unentbehrlich wurde, weil er sich mit den jüdischen Gepflogenheiten auskannte. Man hatte sich nämlich der herzoglichen Anordnung, alle Juden aus der Stadt auszuweisen, ge-

beugt, nicht so sehr im Gehorsam gegen den Landesherrn, sondern mehr in Hinsicht der vielen Vorteile, die man selbst davon hatte.

Man achtete streng darauf, daß alles nach Recht und Gesetz ablief. Taufe oder Ausweisung - das war doch sehr großzügig! Und wie eindringlich hatte man auf die angesehenen und reichen Juden eingeredet, sich doch nicht durch Verstocktheit und Starrsinn ins eigene Unglück zu stürzen und sich taufen zu lassen! Aber sie hatten es nicht anders gewollt und die Ausweisung gewählt.

Sie durften mitnehmen, was sie von der Stelle bewegen konnten, und schleppten mehr, als sie zu tragen vermochten. Noch lange sprachen die Leute vom weggeworfenen Judenschatz, der hier und da den Weg säumte, den sie gegangen waren. Was sie zurückließen, wurde genauestens inspiziert, verzeichnet, geschätzt, berechnet und an treue Hände zur Verwaltung übergeben.

Diesen Bereich konnte man sich ohne Doktor Bartholomäus Lembcke gar nicht mehr vorstellen. Hier kam Vermögen zusammen, hier häufte sich Reichtum an, hier floß Geld. Auf jüdisches Gerät und jüdische Bücher legte kaum jemand Wert, und Lembcke fühlte sich nicht im Unrecht, wenn er solche Dinge auf die Seite legte und auf dem Dachboden seines Hauses unterbrachte. So hatte er doch wieder eine eigene Schriftensammlung. Irgendwann würde er Zeit finden, seine hebräischen Studien fortzusetzen.

Vorläufig jedoch hatte er Mühe, die tägliche Arbeit

zu bewältigen. Man rief ihn hierhin und dorthin, um Verträge zu entwerfen und aufzusetzen, um Briefe zu schreiben oder vorzulesen und ihre dunklen Begriffe zu erklären. Er lernte nach und nach alle einflußreichen Männer der Stadt kennen und bisweilen auch ihre Frauen und Söhne. Zu den Töchtern gewährte man ihm keinen Zutritt, und das war ein Zeichen, daß man ihn nicht als zugehörig ansah. Noch nicht. Das empfand er einerseits als unwichtig, andererseits ärgerte er sich darüber und ging mit sich zu Rate, wie es zu ändern sei.

Er müßte wohl das Gebaren eines ewigen Studenten aufgeben und sich als erfolgreicher und somit begehrenswerter Mann auch nach außen zeigen. Er müßte sich um bessere Kleidung bemühen, um ein gepflegtes und würdevolles Äußeres. Er müßte sich Helfer suchen, eine Frau, die mehr war, als eine Magd, die seinen Hausstand in Ordnung hielt, sein Essen kochte und seine Kleidung säuberte. Er müßte etwas mehr Fleisch ansetzen und nicht immer nur wie ein Hungerleider aussehen, denn wer gäbe seine Tochter schon einem, bei dem Schmalhans Küchenmeister war?

Bis jetzt hatte Bartholomäus Lembcke noch keine Zeit gefunden, den Beginenhof aufzusuchen, um die Grüße des Rostocker Fraterherrn auszurichten. Und es schien ja auch, als brauche er die Begine nicht, er hatte ja auch ohne ihre Vermittlung Zutritt in die roten, klinkerverzierten Giebelhäuser gefunden. Aber nun wurde ihm klar - es ging um mehr als nur um geöffnete Haustüren.

Frau Doortje empfand keine besondere Neugier, als

sich Doktor Bartholomäus Lembcke bei ihr anmeldete und um Tag und Stunde für ein Gespräch bat. Beides wurde ihm zwar gewährt, aber Doortje war dabei nicht frei von Stirnrunzeln und Unmut. Sie brachte Lembcke vor allem in Zusammenhang mit der Ausweisung der Juden.

Wie konnte man nur so dumm sein und diese Leute vertreiben! Wie wollte man als Kaufmann und Händler ohne sie und ihre weitreichenden Verbindungen zurechtkommen? Wie wollte man rechtzeitig Kunde erhalten von allem, was mit Geld, Münzwert und Zinsgewohnheiten zusammenhing, wenn niemand mehr anwesend war, der solches Wissen von weither holte, sammelte und weitergab?

Manchmal stellte sie sich die Frage, wie sie nur in so dummes Land hatte kommen können. Aber es war nun einmal geschehen, und sie konnte nicht zurück. Sie hätte wohl eher bemerken müssen, daß Fremde hier nichts galten, auch wenn man es nicht gleich zeigte. Wir brauchen das nicht, wir kommen mit uns selbst und dem unsrigen aus, - diese Redewendungen hatte Doortje mehr als einmal gehört.

Man bewunderte zwar die Blumenstöcke, mit denen sie die Fenster des Beginenhofes schmückte, aber man machte keine Anstalten, es auch selbst einmal mit solcher blühenden Freundlichkeit zu versuchen. Warum soll bei uns alles so aussehen, wie in Frau Doortjes Brücke? An das Wort Brügge wollen wir uns erst gar nicht gewöhnen. Wir brauchen das alles nicht.

Vergeblich hatte sie auf Jürgen Kruse eingeredet, er möge doch ein Glockenspiel auf dem Turmstumpf der Georgenkirche nebst einem Opferstock einrichten und Sammlungen für einen hohen Turm veranstalten. In ihrer Heimat Brügge klinge zu jeder Stunde ein anderes Glockenspiel, und die Menschen würden davon fröhlich, ja vergnügt und machten nicht so finstere Mienen wie hierzulande. Die tiefen Glockentöne, die man hier höre, mahnten zwar an die Vergänglichkeit der Zeit und somit an den Tod, mit der Schönheit eines Glockenspiels aber sei das alles viel leichter zu ertragen. Kruse hatte nur etwas in seinen rotblonden Bart gebrummt und Frau Doortje einfach stehen lassen.

Und nun dieser dünne Doktor! Sie hatte sich ihn zeigen lassen, sie wußte, wie er aussah. Was konnte er von ihr wollen? Sicher auch nur wieder irgend so ein dummes Zeug.

Doch dann fiel ihr ein, daß er vielleicht auch für sie von Nutzen sein könnte. Die stadtbekannte Mildtätigkeit des Beginenhofes unter Doortje van der Gheenst hatte dazu geführt, daß sich der große eisenbeschlagene Geldkasten sehr viel schneller geleert hatte, als geplant war. Doortje sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, einen Teil ihrer Ländereien, ein Haus oder eine Mühle zu verkaufen, um wieder harte Münzen in den Kasten zu bekommen. Vielleicht die Mühle in Sternberg? Der Müller bezahlte die Pacht zögerlich und mußte immer wieder gemahnt werden. Vielleicht könnte sich der Doktor dieser Sache einmal annehmen.

Lembcke kam zur verabredeten Zeit, richtete artig

und mit wohlgesetzten Worten Grüße aus Rostock aus und kreiste dann schnell sein Ziel ein. Er habe seine Mutter früh verloren und sich immer allein schlecht und recht durchschlagen müssen. Mit seiner Übersiedlung nach Wismar aber habe auch er einmal in den Glückstopf gegriffen. Allerdings fehle ihm noch einiges zu seinem Glück, und da wolle er die ehrwürdige Frau Vorsteherin um ihre mütterliche Hilfe bitten.

„Ich brauche ein zuverlässiges weibliches Wesen, - in allen Ehren, versteht sich - das meinen Hausstand so führt, daß ich in einiger Zeit um die Hand einer Bürgerstochter anhalten kann...“

Frau Doortje bekam unter ihrer Beginenhaube große Ohren. Dergleichen Reden gefielen ihr, sie vergaß die Dummheiten mit den Juden, mit den Blumenstöcken und dem Glockenspiel. Sie klingelte nach einer Erfrischung für ihren Gast, aber es war ihr gar nicht recht, daß ausgerechnet ihre stumme Pilgertochter kam, um Aufträge entgegenzunehmen. Doch die anderen waren unterwegs.

Die Beginentracht ließ zwar nur das Gesicht frei, doch die Stumme wurde nun doch angestarrt, als sei sie die Königin von Saba. Der dünne Doktor machte den Eindruck, als sähe er eine Erscheinung. Er konnte es gar nicht abwarten, Doortje nach dieser seltenen Schönheit zu fragen, nachdem die Stumme Krug und Becher nebst einem salzigen Gebäck auf den Tisch gestellt und den Raum wieder verlassen hatte.

„Sie ist meine Ziehtochter“, sagte Doortje mit be-

sonderer Betonung, „sie steht unter dem Schutz meines Mantels, und sie kommt für Euer Haus nicht in Frage. Besucht mich nach einer Woche, dann kann ich Euch eine Magd nennen.“

Schnell kam sie auf ihr eigenes Anliegen zu sprechen: den geplanten Verkauf einer einträglichen Mühle in Sternberg. Auch ein Stück Land sei dabei. Die Wohltätigkeit des Beginenhofes erfordere viel Geld, und das müsse man sich eben auf diese Weise verschaffen. Der Justitiarius, Stadtschreiber und Treuhänder kenne doch viele Leute und möge einen Käufer finden.

Lembcke verzog keine Miene. Eine Mühle in Sternberg! Wer sollte dafür wohl Interesse haben! Seit es in Sternberg keine Juden mehr gab, war die Stadt so gut wie tot. Auch Müller hatten nichts mehr zu tun. Dennoch versprach Lembcke, in dieser Angelegenheit tätig zu werden. Kaufverhandlungen würden ihm Gelegenheit bieten, öfter in den Beginenhof zu kommen und die in ein Beginengewand gehüllte und vom Mantelrecht gefangene schöne Ziehtochter wiederzusehen.

Er tat sich an dem ihm vorgesetzten Wein gütlich, trank auf Frau Doortjes Gesundheit und lobte die Ausstattung des Raumes mit den feinteiligen Marien- und Heiligenbildern, die doch gewiß nicht aus hiesigen Werkstätten stammten.

„Ja und nein“, entgegnete Doortje, „ich habe sie aus meiner Heimat mitgebracht, aber nur in meinem Herzen, gemalt wurden sie in diesem Hause, und zwar von mir.“

„Ihr seid eine Malerin!“ rief Lembcke aus, „davon habe ich noch nie etwas gehört.“

„Ja, es gibt eben mehr als das, was Ihr gesehen und wovon Ihr gehört habt“, sagte Doortje, aber sie war doch sehr geschmeichelt über das Lob des Doktors.

Dann wies ihr längeres Schweigen darauf hin, daß sie dieses Gespräch für beendet halte, und Lembcke verabschiedete sich. Schwerfällig stand die Begine auf, begleitete den Doktor zum Ausgang und war ängstlich darauf bedacht, daß ihm die Stumme nicht noch einmal in den Weg lief.

Dann verfiel sie in sorgenvolle Gedanken. Was sollte aus ihrer Pilgertochter werden? Sie konnte sie doch nicht ständig hier im Beginenhof halten und wie eine eigene Tochter betrachten, so sehr ihr das auch gefiel.

Während Lembcke sich auf den Weg zu seinem nächsten Klienten machte, und das war kein Geringerer als Jürgen Kruse, belebten sich in ihm viele Bilder seiner Jugend und seines frühen Erwachsenenalters, vor allem solche, die er aus der Dichtung und dem gesungenen Wort gewonnen hatte. Bisher war er der Prägung durch wirkliche Erlebnisse entgangen. Eine große Liebe hatte er noch nicht kennengelernt. Doch ein einziger Augenblick hatte genügt, um seine inneren Bilder zum Leben zu erwecken.

Der Anblick der schönen Begine ging ihm Tag und Nacht nicht aus dem Sinn und störte seine Geschäfte. Bei Unterredungen und sogar beim Rech-

nen war er unkonzentriert, kam nicht auf den Gebrauch der rechten Begriffe und schrieb falsche Zahlen.

Als er davon reden hörte, daß eine schöne junge Begine regelmäßig das Labyrinth in Sankt Georgen durchschritt, war es vollends um ihn geschehen. Er vernachlässigte seine Arbeit und suchte immer wieder die Kirche auf, um zu sehen, ob sie anwesend war und ob es *seine* Begine war.

Er sah sie, und sie war es, und er stellte sich hinter einen Pfeiler, um sich vor Frau Doortje, die in der Nähe vor einem Bild der heiligen Dorothea kniete, zu verstecken. Das gelang ihm zwar, aber den scharfen Augen Meister Schnytkers, der eifrig an seinem heiligen Martin werkelte, entging er nicht.

Beim erstenmal verfiel Schnytker auf die Vermutung, der neue Stadtschreiber und Treuhänder wolle sich in besonderer Weise der Frömmigkeit ergeben. Er hatte ja auch allen Grund zur Dankbarkeit dem Himmel gegenüber, denn seine Geschäfte liefen gut, und er würde es in kurzer Zeit zu großem Reichtum bringen. Daß er nicht nur vor Altären und Heiligenbildern kniete, mochte hingehen. Viele wurden von der anmutigen Gestalt der Labyrinthtänzerin gefesselt und schauten ihr zu.

Beim zweitenmal entstand Argwohn in Schnytker, und beim drittenmal ging er zu Frau Doortje, die ganz ins Gebet versunken war und flüsterte ihr seine Beobachtung zu.

„Paßt auf Eure Stumme auf! Da ist einer, der sie zum Reden bringen will.“

Doortje erhob sich schwerfällig, rief ihre Pilgertochter aus dem Labyrinth heraus, strafte den dünnen Doktor mit einem vernichtenden Blick, verließ mit der Stummen die Kirche und ärgerte sich.

Chane folgte ihr höchst ungern. Im Labyrinth hatten sich wieder Türen und Tore geöffnet, und sie sah sich mit Jakob unter der Chuppa, dem reich verzierten Hochzeitsbaldachin, stehen. Das Wort war gesprochen, sie waren rechtmäßig verbundene Eheleute, die im Leben und im Tod zueinander gehörten. Danach hatte sich ein anderes Bild enthüllt, doch bevor Chane es erkennen konnte, war Doortje gekommen und hatte sie mit harter Stimme herausgerufen.

Das Bild von ihrer Hochzeit war jedoch noch in ihr lebendig. Sie hörte den Klang der Lauten und des anderen Saitenspiels, während man den Bräutigam unter die Chuppa führte. Dann begannen die Umstehenden mit dem Hochzeitsgesang, dessen fröhlich beschwingter Melodie sich niemand entziehen konnte. Und nun wurde sie selbst herangeführt und mußte dreimal die Chuppa umschreiten, ehe sie sich neben den Bräutigam stellen durfte.

Der Rabbi kam mit dem Weinbecher, sprach einen Segen darüber und gab ihn beiden zu trinken. Dann steckte er der Braut den Ring an den Zeigefinger, und danach wurde der Hochzeitsbrief verlesen. Chane konnte sich freilich an kein einziges Wort erinnern. Sie wußte aber noch, daß man Jakob Asche auf das Haupt gestreut und ihr selbst einen Teller mit Kuhhaut über den Kopf gehalten hatte, damit sie sich in ihrer großen Freude daran erinnern

sollten, daß der Tempel zerstört und die Welt somit nicht in Ordnung war.

Und dann hatte der Rabbi einen Lobgesang angestimmt, in dem er Gott darum bat, er wolle Braut und Bräutigam auf Zion versammeln und fröhlich machen. Der Bräutigam warf sein Glas gegen die Wand, sodaß es in viele kleine Stücke zerbrach - und was war dann geschehen?

Das Bild fiel in sich zusammen, die Hochzeitsmelodie verstummte. Chane ging ihren alltäglichen Verrichtungen im Beginenhof nach und wartete auf ein Zeichen.

Den verliebten Treuhänder und Ratsschreiber hatte sie nicht einmal wahrgenommen, und sie verstand nicht, warum sich Doortje nun immer von der Begine Birgitta in die Georgenkirche begleiten ließ. Hatte sie etwas falsch gemacht? Mißtrauen schlich sich ein. Hatte Doortje kein Vertrauen mehr zu ihr? Nur das nicht, das würde die große Angst zurückholen, sie würde sich nicht mehr sicher fühlen.

Doortje sah, wie ihre Pilgertochter litt und war ratlos. Immer wieder fragte sie sich, was aus der Stummen werden sollte. Auch unter dem Beginenmantel war sie nicht mehr sicher, der half nicht gegen die begehrliehen Blicke der Männer. Und niemand würde sie zur Ehefrau wollen, jedenfalls nicht dieser dünne Doktor. Er würde sich nicht so einfach verscheuchen lassen. Er würde hartnäckig sein.

Bartholomäus Lembcke spürte, daß man die Stumme vor ihm verbarg und fühlte sich gekränkt.

Wofür hielt Frau Doortje ihn? Er wollte ihre Pilgertochter doch nicht als Badefrau!

Doortje suchte hinfort die Georgenkirche nur noch bedrückt und mit schlechtem Gewissen auf. Was hatte sie nun von ihrer Ziehtochter, wenn sie sie verbergen mußte und jedermann sie fragte: „Wo ist denn Eure Stumme? Ist sie krank?“

Und Doortje mußte sich nun auch noch darüber ärgern, daß für sie selbst kaum noch Aufmerksamkeit abfiel, ganz zu schweigen von der Begine Birgitta.

Außerdem kam die Sorge dazu, ob man die Stumme im Beginenhof unbehelligt ließ, denn auch dort nahmen die Spannungen zu. Die Beginen führten spitze Reden, fragten immer wieder nach Vater und Mutter und wachten eifersüchtig darüber, daß die Stumme nicht die besten Bissen erhielt.

Doortje fühlte sich ihrer Pilgertochter gegenüber schuldig, weil sie ihr die Freuden des Labyrinths verbot. Sie konnte sich zwar nicht vorstellen, was die Stumme bei ihren Schritten erfuhr, aber es mußte angenehm und schön sein, denn sie hatte immer erfrischt und fröhlich ausgesehen, wenn sie das Labyrinth verließ. Nun saß sie traurig zu Hause und glich einem Vogel mit gestutzten Flügeln. Dieser Anblick machte Frau Doortje ganz krank. Sie spürte, daß eine Entscheidung heranreife und von ihr getroffen werden mußte.

Als Meister Schnytker sie in seine Kirchenwerkstatt bat, um ihr zu zeigen, wie weit sein Reiterbild schon gediehen war, folgte sie bereitwillig, um endlich

einmal von trüben Gedanken abgelenkt zu werden.

„Aber das ist nicht der heilige Georg“, rief sie aus, „das wird ja der heilige Martin!“

„Behaltet das noch für Euch, Frau Doortje, es wird noch genügend Ärger deshalb geben! Ich habe mich nun einmal für diese Änderung entschieden, denn wir brauchen keinen siegreichen Drachentöter, sondern einen barmherzigen Mantelspender. Ihr kennt etwas davon, Ihr werdet mich unterstützen.“

„Ihr habt gut reden! Wenn Ihr wüßtet, wie dünn mein Mantel geworden ist...“ murmelte Doortje.

„Ich sehe, Ihr habt Sorgen, Frau Doortje. Ist es noch immer wegen dieses Doktors?“

"Ach, der Doktor ist eigentlich nur der Klöppel an der Glocke. Am Seil ziehen andere."

„In Eurem Geläut kann ich keine Harmonie entdecken. Ihr müßt mich schon die fehlenden Töne hören lassen.“

„Ihr wart doch dabei damals, als ich dieses Geschöpf unter meinen Mantel nahm. Ich habe Vertrauen zu Euch, und deshalb sage ich Euch, ich darf sie nicht unter meinem Mantel behalten. Sie muß neu geboren werden. Aber wohin? Ich sehe, Ihr wißt auch mit einem Mantel umzugehen. Gibt er mehr Schutz als der meine?“

„Ach Frau Doortje, ich bin ja selbst auf die verschenkte Mantelhälfte angewiesen! Ich bin selbst schutzlos.“

„Ja, ich weiß sehr wohl, daß ein steinernes Haus mit einer starken Tür nicht immer eine feste Burg ist. Aber Ihr habt viele Räume in Eurem Haus.“

Wenn er doch von sich aus auf diesem Weg wei-

tergehen würde, dachte Doortje. Ich kann ihm die Stumme doch nicht einfach vor die Tür legen.

Ich könnte sie ja schützen, dachte Schnytker. Ich wäre froh, wenn noch jemand in meinem leeren Hause wäre. Aber sie wird mehr wollen. Und mehr kann ich nicht geben.

„Was ich noch sagen wollte, Frau Doortje, gestern war bei mir ein Glockenspieler, der nach einer Anstellung sucht. An Sankt Nikolai und Sankt Marien hatte man ihn schon abgewiesen. Und hier? Er könne doch sehen, daß Sankt Georgen gar keinen Turm für ein richtiges Glockenspiel habe, sagte ich. Und ein Glockenspiel natürlich auch nicht. Aber er ließ nicht locker. Er besitze ein fahrbares Glockenspiel auf einem Karren. Und darauf könne er notfalls auch vor der Kirche spielen, wenn man ihm die Erlaubnis dazu gäbe. Der Rat würde schon noch nachgeben. Vielleicht kommt der Glockenspieler auch noch zu Euch, um Euch um Eure Fürsprache zu bitten.“

„Ich habe genug von alledem! Hoffentlich läßt er mich in Frieden.“

Dann sagte Doortje noch einige höfliche Worte über das Wetter und das bevorstehende Martinsfest und wandte sich zum Gehen. Der Anblick des Labyrinths in der Kapelle nebenan gab ihr einen Stich ins Herz und sie beschloß, ihre Pilgertochter solle sie wieder begleiten. Dem Doktor müßte sie eben energisch entgegentreten, dann würde er sich schon zurückziehen. Schnytker war eben auch nur ein schwankendes Rohr, von ihm könnte sie keinen Halt erwarten. Und irgendein Weg würde sich schon

finden.

Schnytker war beklommen und verunsichert zurückgeblieben und ärgerte sich über sein eigenes Zaudern und seine Unentschlossenheit. Da war Frau Doortje gekommen und wollte die Stumme seinem Schutz anvertrauen. Und er stellte sich als Schwächling hin, der selber Schutz brauchte. Warum wollte er sich auf diesen Weg nicht einlassen? Welch ein Wankelmut! Aus Sankt Georg machte er ohne Wimperzucken Sankt Martin, aber vor der Stummen hatte er Angst!

Hinfort ging ihm die Stumme nicht mehr aus dem Sinn, er mußte Tag und Nacht an sie denken. Mit der wohltuenden kleinen Ruhe, die Henning Schnytker inzwischen bei der Arbeit an seinem Reiterbild gefunden hatte, war es also schnell wieder vorbei. Es fiel ihm zunehmend schwerer, sich einen Bettler zu Füßen des heiligen Martin vorzustellen, er sah nur noch die zusammengesunkene Gestalt der Stummen auf dem Boden.

Zur Gesellschaft fanden sich alle anderen Bilder ein, die er so lange gebändigt geglaubt hatte. Gleich würde der Tod aus einem der vielen Gräber, die sich in dieser Kirche befanden, heraufsteigen und die Begine zum Tanz auffordern. Er würde sie zu Tode tanzen und dann als wertvolle Beute mitnehmen.

Meister Schnytker hatte jahrelang nichts anderes gemalt, er konnte diesen Bildern einfach nicht entfliehen. Alles, womit er sich beschäftigte, woran er Wohlgefallen fand, was ihm Ruhe und Freude ver-

sprach, wurde alsbald zu einer Figur im Totentanz. Er wagte nicht, mit irgendjemandem darüber zu sprechen, denn jeder würde in diesen Tanz einbezogen werden.

Wie oft hatte er sich seit den Monaten im Revaler Narrenturm schon gewünscht, nicht weiterleben zu müssen. Doch dann war wieder irgend eine Hoffnung aufgetaucht, hatte ihn geblendet und unbarmherzig in einen neuen Abgrund geworfen. Wenn er nicht schnell genug gehorchte, wurde er in die Gegenwelt gezerrt.

Sie ließ auch diesmal nicht lange auf sich warten und überfiel ihn in der Kirche. Und sie brachte eine Wiederholung: er sah sich noch einmal als Zuschauer unter den anderen Gaffern bei der Judenverbrennung. Es nützte ihm nichts, daß er sich an die schon erkennbare Gestalt des heiligen Martin klammerte - alles lief ab wie beim erstenmal.

Die Juden wurden auf den Karren herangefahren. Die Menge johlte und ließ sich Würste und Bier schmecken. Schon züngelten die ersten Flammen zum Himmel. Doch dann kam es anders, als er es damals gesehen hatte. Als es bereits nach verbranntem Fleisch roch, wurde noch ein Wagen herangezogen, nicht von Pferden, sondern von Menschen. Eine einzelne Gestalt stand aufrecht darauf, eine Frau von großer Schönheit, hochgewachsen, mit langem schwarzem Haar. Es war die Stumme, natürlich, wie könnte es anders sein!

Es fiel Schnytker wie Schuppen von den Augen, natürlich, die Stumme gehörte in diese Welt. Swie

war eine Jüdin! Er wunderte sich, daß er nicht eher darauf gekommen war, und meinte zugleich, daß er es tief in seinem Herzen gewußt habe.

Schon streckten sich tötungsgierige Hände nach ihr aus, um sie vom Wagen zu zerren. Die Stumme schaute in die Ferne, dann aber blieben ihre Augen an der Gestalt Schnytkers hängen und sandten einen stummen Hilferuf aus. Wie soll ich dir helfen? schrie Schnytker, ich bin ja selbst hilflos.

Man riß die Stumme herunter und trieb sie zum Scheiterhaufen auf dem höchsten Punkt des Hügels. Noch einmal fühlte sich Schnytker von den flehenden Blicken getroffen. Da sprang er den Hügel hinauf und stieß der Stummen sein kräftigstes Schnitzmesser in die Brust. Lautlos sank sie in sich zusammen und entging so den Flammen.

Die Menge klatschte Beifall und nahm Schnytker in ihre Mörderzunft auf. Man lud ihn zum großen Leichenschmaus ein und füllte ihn mit Bier und Brantwein. Als er wieder zu sich kam, lag er neben der Figur des heiligen Martin und hielt sein Schnitzmesser noch immer in die Faust gepreßt.

An einem stürmischen Herbsttag schickte Jürgen Kruse einen seiner Söhne zu Bartholomäus Lembcke. Er wünsche dringend eine Unterredung mit dem Justitiarius. Es eile wirklich sehr, und er möge sofort kommen! Lembcke mochte den Pfeffersack und amtierenden Vorsteher der Bauhütte

von Sankt Georgen nicht. Aber wenn so dringend war! Schließlich hatte auch Kruse eine mannbare Tochter, und da sollte er, Lembcke, Interesse und Ansprüche anmelden.

Kruse trat dem Doktor schon im Hausflur entgegen.

„Kommt in mein Kontor, dort sind wir ungestört. Hört zu, welche Nachricht mir mein Sternberger Vetter geschickt hat. Immer mehr Menschen kommen in die Stadt, um die blutigen Hostien zu sehen. Sogar Wunderheilungen sollen schon geschehen sein. Sternberg wird einen großen Aufschwung nehmen.“

„Und was habe ich damit zu tun? Wollt Ihr etwa mit mir auf Pilgerfahrt gehen?“

„Warum nicht! Aber zuvor möchte ich in Sternberg Grund und Boden erwerben und eine Pilgerherberge einrichten. Ich habe in Santiago mit eigenen Augen gesehen, wieviel gutes Geld in solche Häuser fließt. Ich will von Anfang an dabei sein. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Ihr wart doch in Sternberg. Sind die leeren Judenhäuser noch zu haben?“

"Die gehören dem Herzog. Und der wird Euch keinen guten Preis zubilligen. Ich weiß eigentlich nicht so recht, wie Ihr gerade auf mich verfallt, ich bin doch kein Makler."

„Aber es gibt niemanden, den ich fragen kann, seit die gottlosen Juden weg sind.“

„Ja, was sollen wir denn da nur tun? Wollt ihr weitere Nachrichten von Eurem Vetter abwarten, oder soll ich auf Eure Kosten nach Sternberg reisen und mich an Ort und Stelle umsehen?“

„Abgemacht. Wieviel Reisegeld wollt Ihr?“

„Das solltet Ihr vom Erfolg abhängig machen.“

Bartholomäus Lembcke hatte nicht erwartet, daß es ihn so schnell wieder nach Sternberg führen würde. Und diesmal nicht auf Befehl des Herzogs, nicht in Konkurrenz mit hochnäsigen und mißgünstigen Rostocker Professoren, sondern ausgestattet mit interessanten Informationen und bezahlt von einem blondgelockten dummen Pfeffersack.

Den mußte er zwar irgendwie zufriedenstellen, aber er war ihm nicht ausgeliefert. Lembcke wollte ein Geschäft machen, Lembcke wollte zu Reichtum kommen. Er war wie in einem Rausch und fühlte sich den anderen überlegen. Er hatte nicht nur das Zeug zu einem Gelehrten, sondern auch zu einem Kaufmann. Er stand nicht nur auf einem Bein, und niemand sollte ihn jemals wieder zu Fall bringen.

Bald stellte er fest, daß er nicht allein auf dem Weg nach Sternberg war. Je näher er der Stadt kam, desto mehr Menschen bevölkerten Straßen und Wege. Viele gingen an Stöcken und auf Krücken, manche wurden auf Karren geschoben oder gezogen. Gesänge stiegen auf und endeten in dem Ruf „Heilig Blut, tu uns gut!“

Der Vetter von diesem Kruse hatte also recht! Wo sollten diese vielen Menschen bis zu ihrer Heilung bleiben? Kruse würde der erste sein, der eine Herberge anzubieten hätte. Aber für ihn, Bartholomäus

Lembcke, müßte auch etwas dabei herausspringen.
Heilig Blut, tu uns gut!

Bartholomäus Lembcke trieb sein Pferd an, er konnte es gar nicht erwarten, das Städtchen zu erreichen. Schon kam der kleine Hügel in Sicht, auf dem die Todesurteile vollstreckt wurden und auf dem auch die Juden verbrannt worden waren. Um den Galgen kreisten große schwarze Vögel und warteten auf Beute.

Lembcke fragte sich zur Mühle durch und fand ein halbverfallenes Gebäude an einem mageren Rinnsal vor. Das Wasserrad war zerbrochen und drehte sich schon lange nicht mehr. Kein Wunder, daß der Müller seine Pacht nicht bezahlte - wovon denn wohl? Es war höchste Zeit, daß hier jemand nach dem Rechten sah.

Während Lembcke das Anwesen betrachtete, näherte sich ihm eine Frau und flüsterte: „Was zögert Ihr, schöner Herr? Ihr seid am richtigen Ort und am Ziel aller Eurer Wünsche. Tretet ein und trinkt aus den tiefen Brunnen!“

„Bist du vielleicht die Müllerin?“

„Ja, ich bin auch eine Müllerin und mahle Euch das feinste Mehl, wenn Ihr versteht, mein Mahlwerk in Gang zu setzen.“

Lembcke erkannte sehr schnell, was hier vor sich ging. Zuerst ließ er seiner Entrüstung freien Lauf, dann wurde ihm klar, wie sehr der Preis durch diesen Verfall des Gebäudes und der Sitten gedrückt werden konnte. Es verstand sich von selbst, daß der Pachtvertrag mit dem heruntergekommenen

Müller auf der Stelle gelöst werden mußte. Der Müller raufte sich die Haare und erhob ein großes Wehgeschrei.

„Und das gerade jetzt, da eine neue Blütezeit für unsere Stadt beginnt!“

„Ja, eben gerade deshalb! Ich gebe dir drei Tage Zeit, dann bist du mit deinen Müllerinnen hier verschwunden! Zuvor aber zahlst du die noch ausstehende Pacht. Und zwar an mich.“

Kruse war mit der Maklertätigkeit von Bartholomäus Lembcke zufrieden. Zunächst. Da hatte er doch wieder einmal die richtige Nase gehabt! Vielleicht lag in Sternberg das Geld wirklich auf der Straße.

Doch dann meldeten sich Zweifel. Hatte er nicht viel zu viel bezahlt? War diese verfallene Mühle wirklich soviel wert? Würde sie sich nicht als Faß ohne Boden erweisen, wenn man an ihre Instandsetzung ginge?

Doch Kruse konnte seinem Makler nichts am Zeug flicken, denn er war nicht in der Lage, die alten Verträge zu lesen und daher auf Lembcke angewiesen. Aber als siegreicher Sankt Georg fühlte er sich dabei nicht.

Um sich angesichts dieser Unterlegenheit zu trösten, ging er in die Georgenkirche und suchte die Werkstatt von Henning Schnytker auf. Der heilige Georg mußte inzwischen doch schon erkennbar sein, und Kruse wollte sich an diesem Anblick aufrichten. Sein Name sollte auf immer mit diesem

stolzen Reiterstandbild verbunden sein und auch selbst den Glanz des Siegreichen annehmen.

Weshalb mußte sich dieser Schnytker nur derartig einmauern! Es dauerte und dauerte, ehe sich die Gittertür öffnete und Schnytker sichtbar wurde. Er sah aus, als käme er aus einer anderen Welt und ließ keinen Zweifel daran, daß er sich gestört fühlte. Die wirren Haare hingen ihm graustruppig ins Gesicht und waren von Staub und Spänen durchsetzt.

"Was wollt Ihr?" brummte er Kruse entgegen.

"Was werde ich schon wollen? Wie weit seid Ihr mit Sankt Georg? Ist er schon zum Siegen fähig?"

Jürgen Kruse schob den Maler und Bildschnitzer einfach auf die Seite, betrat die Werkstatt-Kapelle und stand wie gelähmt vor dem Reiterstandbild des heiligen Martin, das nahezu abgeschlossen war. Nur die Kopfbedeckung des römischen Offiziers war noch unfertig, und der reiche Faltenwurf des zu teilenden Mantel bedurfte noch einiger Mühe. Die Gestalt des Bettlers war schon von Vertrauen erfüllt, denn die Hilfe war nahe.

Kruse wurde puterrot im Gesicht, und seine Schläfenader begann sichtbar zu pochen.

„Das ist doch nicht....Das ist doch... Habe ich nicht einen Sankt Georg bei Euch in Auftrag gegeben?"

„Ja. Ich glaube ja.... "

„Was soll das heißen, ich glaube ja...? Soll dies etwa ein siegreicher Ritter sein?"

„Wir brauchen keinen Sieger, wir brauchen Barmherzigkeit! Sankt Martin ist besser für uns!"

„Was versteht Ihr denn davon? Ich will Euch zeigen,

was wir brauchen!"

Er riß das große Beil vom Boden hoch, holte aus, sodaß Meister Schnytker auf die Seite springen mußte, und begann auf das geschnitzte Bild einzuschlagen, daß die Holzsplitter nur so flogen. Bald lag Sankt Martins Kopf am Boden, und aus dem so schön gefältelten Mantel waren Holzfetzen geworden. Jürgen Kruse scheute sich nicht, dem Bettler immer wieder mit der scharfen Klinge ins Gesicht zu schlagen. Nur das Pferd ließ er unbeschädigt.

Unbewegt stand Henning Schnytker daneben und wartete nur darauf, auch selbst von diesen gnadenlosen Hieben getroffen zu werden. Schlag doch zu! Was soll mir denn noch passieren? Dieses neue Bild des Totentanzes hat noch kein Maler gemalt!

Endlich hielt Jürgen Kruse inne und keuchte vor Anstrengung.

„Ihr seid auch nur Drachenbrut! Seid froh, wenn Euch Sankt Georg verschont. Geht Eurer Wege, wir sind geschiedene Leute.“

Kruse konnte vor Erregung kaum sprechen, seine Stimme überschlug sich. Als er die Kirche verließ, hielt er noch immer das Beil in der Hand, und die Leute gingen ihm ängstlich aus dem Weg.

Es war also nichts mit Sankt Martin, murmelte Schnytker, das hätte ich mir auch gleich denken können! Auf meinen Händen liegt der Fluch des Todes.

Dann begann er die Kapelle aufzuräumen, sammelte die größeren Holzsplitter in einen Sack und fegte

Späne und Staub mit einem Reisigbesen zusammen. Er entfernte die Verkleidung vom Gitter, so daß man wieder in die Kapelle hineinschauen konnte. Sollten sie doch alle die geschändete Figur sehen, vielleicht ging ihnen dieser Anblick mehr zu Herzen als das fertige, bunt bemalte Bild des heiligen Martin.

Aus der Labyrinthkapelle hörte er Schritte, war das etwa die Stumme? Sie war es, und er winkte sie heran. Im Anblick der zerstörten Figur brach sie in Tränen aus und klammerte sich an Meister Schnytker. Der ließ es geschehen, aber der Schweiß brach ihm aus, wenn er daran dachte, daß auch er der Vollstrecker eines Todesurteils sein müßte.

Am nächsten Tag ließ Jürgen Kruse das Labyrinth in Sankt Georgen übermalen.

Frau Doortje hatte mit ihrer wundersamen Heilung in Santiago nicht sehr viel Aufmerksamkeit und Interesse gefunden. Kaum jemand fragte nach Einzelheiten oder wollte wissen, wie es ihr jetzt gehe. Das Wunder war auch nicht nachhaltig. Bei einem so geringen Erstaunen schien es sich schnell verflüchtigen zu wollen. Frau Doortjes Schritte wurden wieder schwer, ihre Gelenke schmerzten und zwangen zur Langsamkeit, und es kam immer öfter vor, daß sie sich vor Rückenschmerzen kaum aufrecht halten konnte und es nicht zur Messe in die Georgen-

kirche schaffte.

In ihren Gliedern begann es zu kribbeln, als hätte eine ganze Ameisenwelt von ihnen Besitz ergriffen. Bald raste ihr Herz, bald schien es stehenbleiben zu wollen, und sie rang nach Luft. Solche Atemnot trat besonders des Nachts auf. Chane mußte in Doortjes Kammer schlafen, erschloß immer neue Vorräte von Fürsorge und Mitleid, konnte aber oft nicht helfen. Einer solchen Krankheit war sie bislang noch nicht begegnet.

Am schlimmsten waren die Krämpfe, die den Körper der Begine erschütterten und die einzelnen Gliedmaßen in die absonderlichsten Stellungen zwangen, aus denen sie sich oft erst nach Stunden wieder lösen und befreien ließen. Dabei entwickelte Chane ungewöhnliche Heilkräfte. Es gelang ihr sogar, die nach oben verdrehten Augäpfel ihrer gequälten Pilgermutter wieder geradeaus blicken zu lassen.

Dennoch - es wurde immer schlimmer mit Frau Doortje, und man gewann die traurige Gewißheit, daß sie vom lebensbedrohlichen Antoniusfeuer heimgesucht worden war und erwartete in Kürze ihren Tod. Doch Frau Doortje gab sich so schnell nicht geschlagen und trug ihrer Pilgertochter auf, Meister Schnytker in den Beginenhof zu holen, sie habe ihm etwas Wichtiges mitzuteilen.

Chane fand den Maler und Bildschnitzer in einem jämmerlichen Zustand an. Er lag auf einem Schaf Fell, hatte schon tagelang nichts gegessen und starrte gegen die Decke. Das Haus war nicht ver-

schlossen, jeder hätte ebenso wie Chane hereinkommen können. Mit einladenden Gebärden bedeutete sie ihm, aufzustehen und mitzukommen, und Meister Schnytker gehorchte wie ein Schlafwandler. Die Leute drehten sich nach dem verwahrlosten Mitbürger um und schüttelte den Kopf über das seltsame Paar.

Doortje hatte schon ungeduldig gewartet und flüsterte kaum hörbar: „Um der Liebe und Barmherzigkeit Christi willen, bringt mich ins Tempziner Hospital zum heiligen Antonius, er allein kann das Feuer löschen.“

Henning Schnytker ließ sich nicht lange bitten. Es war ja nun schon gleich, ob er einen heiligen Martin schnitzte oder eine Kranke ins Hospital brachte. Frau Doortje nutzte ihre klaren Augenblicke, um Schnytker zu ermahnen, Haupthaar und Bart zu stutzen und ordentliche saubere Kleider anzulegen. Es könnte auch nicht schaden, wenn er sich etwas Neues kaufte.

Schnytker tat, wie ihm geheißen und vergaß für kurze Zeit seinen Zorn auf Jürgen Kruse. Er brachte es sogar fertig, sein Werkzeug aus der Georgenkirche zu holen. Dort hielt sich wieder der Glockenspieler auf, der noch immer nach Fürsprechern für seine Kunst suchte und sich nicht scheute, Schnytker ein weiteres Mal anzusprechen.

Der war unwillig und brummte: „Wenn die Pfeffersäcke nicht wollen, dann wollen sie nicht. Und wenn ich mich zu Eurem Fürsprecher mache, dann wollen sie erst recht nicht. Geht Eurer Wege, meinetwegen

zum Kloster Tempzin, vielleicht können die armen Kranken dort zu Eurem Glockenspiel tanzen.“

„Ihr habt schlechte Erfahrungen mit der Stadtobrigkeit gemacht?“

„Ich mache immer nur schlechte Erfahrungen mit der Stadtobrigkeit.“

„Es geht Euch wie mir. Man läßt mich meine Kunst nicht ausüben. Aber an ihr hängt mein Leben. Ich bin schon ganz krank.“

„Dann geht wirklich zu den Mönchen nach Tempzin. Mich werdet Ihr dort auch treffen.“

Henning Schnytker mietete bei einem Fuhrmann einen Planwagen und ein Gespann mit zwei Pferden. Der Fuhrmann zögerte, dem Maler und Bildschnitzer die Pferde zu überlassen. Konnte der überhaupt mit Tieren umgehen? Und Schnytker hütete sich zu sagen, daß er schon mit ganz anderen Wesen umgegangen sei, sonst würde man ihm noch teuflische Künste anhängen. Er zahlte den Preis im Voraus und brachte das Gespann in den Beginenhof.

Wenige Tage später brachen sie auf, Schnytker, Frau Doortje und Chane.

Peter Kleinvogt, der Vorsteher des Klosterhospitals, konnte es nicht fassen, daß dieses hilflose zuckende Wesen, das da vor ihm auf einer Trage lag, die stolze und selbstbewußte Frau Doortje van der Gheenst war, mit der er gemeinsam die Pilgerfahrt nach Santiago del Compostela unternommen hatte. Er brachte sie in einer leerstehenden Mönchskammer unter, um sie vor der Jämmerlichkeit der großen Krankensäle zu bewahren und übernahm

selbst ihre Behandlung. Nur Chane durfte sich noch um sie zu schaffen machen, die schien sich auskennen, konnte nicht dazwischenreden und störte nicht.

Sie sollte Papenkattrin an die Hand gehen, aus der inzwischen eine geschätzte und gesuchte Krankenpflegerin geworden war und die sich so gut mit Kräutersud und Pflanzensalben auskannte, wie sonst kaum jemand. Für jeden Kranken stellte sie eine besondere Nahrung zusammen, denen man bald wundersame Heilkräfte zuschrieb.

Als sie davon hörte, daß man eine vornehme Schwerkranke aufgenommen hatte, bereitete sie ihre schon weithin bekannte Empfangssuppe aus Wachtelfleisch und feinen frischgehackten Gartenkräutern und ließ es sich nicht nehmen, der Neuankommenden diese Speise selbst vorzusetzen.

Wie armselig und hilflos sie da lag, wie schwach und ängstlich! Wie fürsorglich, daß eine ihrer Schwestern sie begleitete und ihr immer wieder den Schweiß von der Stirn wischte!

Als Papenkattrin endlich Gelegenheit hatte, der jungen Begine ins Antlitz zu schauen, stutzte sie, das Gesicht kam ihr bekannt vor. Sie mußte es schon gesehen haben, aber wo nur? Da sie in ihrem Leben nicht weit herumgekommen war, mußte es hier in der Gegend gewesen sein.

Und der anderen schien es ganz ähnlich zu gehen, Papenkattrin fühlte sich von einem erstaunt prüfenden Blick getroffen und durchdrungen. Es war ein freundlicher wohlwollender Blick ohne Häme und

Hinterhalt. Wer war das? In ihrem früheren Leben war sie doch gar keinen Beginen begegnet! Aber diese schönen Gesichtszüge, diese anmutigen Bewegungen!

Und plötzlich schoß es ihr ein: dies war doch das Judenmädchen aus dem Nachbarhaus! Chane, die Tochter des Eleazar, der gemeinsam mit Peter Däne das ganze Unglück heraufbeschworen hatte! Chane war also am Leben, sie war nicht vertrieben. Wie kam sie in das Gewand einer Begine?

Papenkatrin konnte sich nicht mehr halten, sie stürzte auf die Begine zu und nahm sie in den Arm. „Chane! Um alles in der Welt - wie kommst du hierher? Kennst du mich nicht mehr? Ich bin die Papenkatrin aus Sternberg.“

Chane wurde abwechselnd blaß und rot, ihre Augen wurden groß und größer, sie begann zu zittern und rang nach Luft. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam heraus. Papenkatrin, wollte sie sagen, was ist geschehen?

„Was ist denn mit dir, Chane?“ rief Papenkatrin, „hat es dir die Sprache verschlagen? Kannst du nicht sprechen?“

Chane schüttelte den Kopf.

„Haben sie dich gefangen? Haben sie dich gequält? Wo ist dein Bräutigam? Ach, du kannst ja nicht antworten!“

„Ihr kennt euch?“ flüsterte Doortje. „Meine Pilger-tochter kommt aus Sternberg?“

„Ich kenne sie von Kindesbeinen an, ich habe manchmal in ihrem Elternhaus gearbeitet, wenn bei

uns das Geld nicht reichte. Wir waren gute Nachbarn, auch wenn wir einander kaum verstanden. Und nun?“

„So nimm dich meiner Pilgertochter an, wenn ich nicht mehr bin. Schütze sie unter deinem Mantel.“

„Aber ich habe doch gar keinen!“

Papenkatrin verstummte, denn sie wollte die Schwerkranke nicht in Bedrängnis und Enttäuschung bringen.

Chane saß völlig zusammengesunken auf einem niedrigen Schemel. Ihre Gesichtszüge waren angespannt und wirkten verzerrt, und Papenkatrin fürchtete, auch Chane sei vielleicht schon vom Antoniusfeuer befallen.

„Jetzt werde ich dir erst einmal etwas Schmackhaftes zubereiten, ich habe ja noch meinen alten Grapen, weißt du...“

Grapen... Grapen... In Chanes Kopf rumorte es. Das war doch dieser hochbeinige Tiegel, von dem in ihrem Elternhaus soviel die Rede gewesen war. Damit mußte es etwas auf sich haben, aber was?

Unterdessen richtete Henning Schnytker ein Nachtlager auf dem gemieteten Planwagen für sich selbst her, denn das Hospital war überfüllt, und er war viel unterwegs gewesen und an harte, karge Lebensweise gewöhnt. Nachdem er die Pferde gefüttert hatte, wickelte er sich in Decken ein, fand bald eine entspannte Lage auf dem Planwagen und hoffte auf Ruhe und Schlaf.

Damit wurde es nichts, denn ein weiterer Wagen rasselte heran und wurde neben Schnytker abgestellt. Wahrscheinlich brachte man Kranke oder wollte Genesene abholen.

Schnytker hoffte auf einen tiefen erholsamen Schlaf, der ihn endlich von seiner lähmenden Müdigkeit befreien werde. Aber es wurde wieder nur ein oberflächliches Dämmern zwischen Traum und Wachen, das völlige Vergessen und Versinken wollte sich nicht einstellen. Schnytker geriet nur in noch größere Unruhe und erwachte schließlich von einer leisen wohltönenden Musik, die ihn neugierig machte. Er streckte den Kopf unter der Plane hervor und sah den Glockenspieler, der ihn nun schon zweimal angesprochen und um Hilfe gebeten hatte. Der hatte doch nicht etwa seinen spöttisch gemeinten Rat, den Kranken in Tempzin aufzuspielen, ernst genommen?

Der Glockenspieler mühte sich, einen großen Karren von seinem Planwagen herunterzubringen, kam aber allein damit nicht zurecht, und Schnytker stand von seinem Lager auf, um ihm behilflich zu sein.

„Ihr habt wohl einen besonderen Narren an mir gefressen“, sagte Schnytker, „daß Ihr mich auf Schritt und Tritt verfolgt.“

„Es sieht so aus“ erwiderte der Glockenspieler, „aber ich muß endlich meine Kunst ausüben, sonst ist es um mich geschehen. Und hier, im Angesicht so vieler Leiden, steht man ihr freundlich gegenüber. Deshalb bin ich Euren Spuren gefolgt. Es soll Euer Schade nicht sein, wenn Ihr mir bei meiner

Kunst helft. Wenigstens soweit, daß ich sie beginnen kann."

„Ihr versteht Euch durchzusetzen! Aber ich habe schon soviel Unnützes getan, weshalb soll ich Euch nicht helfen?"

Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, das Glockenspiel auf den Boden zu befördern.

„Und damit wollt Ihr nun Euer Brot verdienen?"

„Auch damit. Und vielleicht noch mehr als Brot. Ich bin ein Mechanikus und Uhrmacher und komme aus Flandern."

„Da könnt Ihr Frau Doortje zu ihrem letzten Tanz aufspielen."

„Ist das die Begine aus Brügge? Ist sie mit ihrer Pilgertochter hier?"

„Woher wißt Ihr?"

„Im Glockenspiel sind vielerlei Nachrichten verborgen."

„Habt Ihr denn schon die Erlaubnis des Präzeptors, Eure Glocken hier hören zu lassen?"

„Ja, er steht meiner Kunst aufgeschlossen gegenüber."

„Ich wünsche Euch gutes Gelingen. Vielleicht habt Ihr hier wirklich den richtigen Ort gefunden, wo man Eure Kunst zu schätzen weiß."

Auf seinem Weg in die Gästekammer zu Frau Doortje fing Henning Schnytker alle Arten von Klage- und Jammerlauten ein, die er sich vorstellen konnte, und einige schrille Schreie hatte er sich bislang nicht vorstellen können. Dazu lag ein beißender Geruch in der Luft, der von den Tinkturen herührte, mit denen man die brandige Form des

Antoniusfeuers behandelte. In den großen Sälen lagen die Kranken eng aufgereiht und bestärkten einander in ihrem Schmerz.

Es war ein schrecklicher Ort, an dem Frau Doortje Heilung suchte. Wie lange würde sie sich hier aufhalten müssen? Sollte auch Schnytker bleiben? Würde Frau Doortje nach Wismar zurückkehren oder würde man sie hier bestatten? Dann würde ihm wohl nichts anderes übrigbleiben, als sich der Stummen anzunehmen. Man würde sie bei ihm aufgreifen, und alles würde sich so ereignen, wie es die Gegenwelt vorbestimmt hatte. Auch eine Flucht in ein fremdes Land würde ihn nicht von seinem Henkeramt befreien.

Er traf Frau Doortje und die Stumme bei ihrer Mahlzeit an und erhielt auch noch seinen Anteil einer dick eingekochten Speise, die zugleich süß und sauer schmeckte und aus vielen verschiedenen Zutaten bestand. Die Stumme sah aus, als sei sie gar nicht anwesend, als sei sie weit fortgezogen in ein anderes Land, in das ihr niemand folgen konnte.

Auch Frau Doortje sah sehr nachdenlich aus, es schien ihr besser zu gehen.

„Habt Ihr Schmerzen? Macht Euch etwas zu schaffen?“ fragte Schnytker.

„Mir geht es gut. Ich werde bald ganz glücklich sein.“

Und diese Hoffnung schien sich auch sogleich zu bestätigen, denn bei den Tönen des Glockenspiels, die nun auf dem Klosterhof hörbar wurden, nahmen Doortjes Gesichtszüge ein entspanntes und glückli-

ches Aussehen an. Es war ein Lied aus ihrer Heimat. Sie versuchte mitzusummen, aber es mißlang ihr.

Dennoch, es war wie ein freundlicher Gruß über Zeiten und Entfernungen hinweg. Er drang durch viele Ohren in viele Seelen und brachte einen Hauch von Ruhe und Frieden mit sich.

Sogar Schnytker unterdrückte seine unwilligen und unfreundlichen Worte und lauschte mit den anderen. Wenn dem armen, weitgereisten Teufel soviel an seiner Kunst gelegen war! Der fand gar kein Ende und spielte eine Melodie nach der anderen. Er verstand seine Kunst, das mußte man ihm schon lassen! Wie dumm vom Wismarer Rat, ihm keine Spielerlaubnis zu erteilen! Schnytker kannte viele Melodien und bewunderte, wie kunstvoll der Glockenspieler sie vortrug, wie er sie abwandelte und veränderte, und wie sie dennoch immer wieder zu erkennen waren.

Nun begann er mit einem neuen Stück, das Schnytker unbekannt war. Es klang traurig und fröhlich zugleich, bald wie ein Tanz, bald wie eine Klage, und es führte mit sanftem Zwang zum Aufhorchen.

Doch was war mit der Stummen geschehen? Sie schreckte auf, als sei sie vom Blitz getroffen. Ihre Augen wurden noch größer, als sie ohnehin schon waren. In größter Eile verließ sie die Kammer und sprang die enge Treppe hinunter den Tönen entgegen.

Die Tanzmelodie wurde schneller und schneller.

Viele Kranke hatten ihr Lager verlassen und blickten aus den Fenstern. Sogar die Mönche, die gerade zum Chorgebet gehen wollten, waren stehengeblieben.

Auch Papenkatrin kam aus der Küche und ging neugierig den Tönen nach. Noch nie hatte sie einen Glockenspieler gehört oder gesehen. Und nun hatte sich einer an diese Stätte des Leidens und Todes verirrt. Sie nahm den jungen Mann in Augenschein, und je näher sie ihm kam, desto bekannter kam er ihr vor. Es dauerte nur wenige Augenblicke, und sie wußte, wer es war: Jakob, Chanes Bräutigam, der wegen einer so schönen, reichen und klugen Braut von weither gekommen war. Auch er war also dem Tod entgangen!

Papenkatrin wußte nicht, wo ihr der Kopf stand, als sie Zeuge wurde, wie Chane auf Jakob zuging, sich ein wenig zu den Klängen und Rhythmen des Tanzliedes bewegte, wie sie sich in die Augen sahen, ohne daß Jakob sein Spiel unterbrach, wie sie sich zu erkennen gaben und erkannten, ohne sich zu verraten, wie Chane dann stehen blieb und sich langsam zurückbewegte, ohne Jakob aus den Augen zu lassen.

Als Chane im Haus verschwunden war, beendete der Glockenspieler seine Musik und folgte ihr. In Doortjes Krankenkammer trafen sie zusammen.

Schnytker zitterte vor Erregung. Würde er schon bald nach dem Schnitzmesser greifen müssen? Jetzt würde doch alles ans Licht kommen, und man könnte einen neuen Judenprozeß veranstalten.

Aber es war doch anders. Auf drei Menschen kam es an, auf Frau Doortje, Papenkattrin und auf ihn selbst. Wenn wir unser Wissen für uns behalten...

Frau Doortje würde trotz aller ihrer Geschwätzigkeit schweigen. Aus ihm selbst, Schnytker, würde niemand ein Wort herausbekommen. Blieb die dritte, die die beiden von früher kannte und die auch tief in dieser Geschichte zu stecken schien. Eine unglaubliche Geschichte!

Als sich Chane und Jakob endlich wieder aus den Armen ließen, nahm Schnytker das Wort.

„Wie ist es zu diesem Bild gekommen? Zugegeben, ein schöner Anblick, eine kostbare Malerei. Aber zeigt uns nun auch die voraufgegangenen Bilder, klappt die Altarflügel zurück, damit wir sehen, worüber wir schweigen.“

„Sie sind vom Hochzeitsmahl geflohen“, berichtete Papenkattrin, „ich weiß es genau, denn ich hatte den besten Platz, um eine so schöne Hochzeit aus der Nähe zu sehen. Plötzlich waren sie fort, Braut und Bräutigam und Brautvater. Erst viel später, als man meinen Papen abholte, habe ich erfahren, warum. Und nun sind sie wieder da. Sind sie noch immer Braut und Bräutigam, oder sind sie Eheleute?“

„Wir sind das eine, und wir sind das andere“, murmelte der Glockenspieler und fuhr dann flüsternd fort: „Ihr sollt alles wissen, denn ihr habt uns geholfen. Eleazar, mein Schwiegervater, war von wilder Angst ergriffen, als er die blutenden Hostien sah. Er nahm sie an sich und brachte sie zu unserem Nachbarn, dem Priester. Viele haben es gesehen, denn sie waren Zaungäste bei unserer Hochzeit.“

Ein großes Geschrei erhob sich: 'Gottesmord! Gottesmord!' Eleazar rannte in den Wald, und Chane und ich folgten ihm, denn wir fürchteten um seinen Verstand. Aber die anderen kamen keuchend hinterher und hatten uns bald eingeholt. Noch immer schrien sie 'Gottesmord! Gottesmord!' Sie packten Eleazar, warfen ihn zu Boden und schlugen und traten solange auf ihn ein, bis er sich nicht mehr rührte. Auch ich bekam mein Teil, aber mich ließen sie am Leben, *ein* Mord war ihnen fürs erste genug. Doch sie packten mich und schleppten mich in die Stadt zurück, ich sah nur noch, daß sich Chane hinter dichten Büschen versteckt hatte. Sie warfen mich in den Turm, doch ich konnte das Schloß öffnen und mich befreien. Seither habe ich nach meiner Braut gesucht. Ich schlich mich in den Wald an die Stelle, wo man Eleazar erschlagen hatte. Ich fand meinen Schwiegervater ohne seine Obergewänder in einer flachen Grube, mit Laub und Erde bedeckt. Dorthin mußte ihn Chane geschleppt haben. Ich suchte nach dem Buch des Glanzes, das er immer bei sich getragen hatte, vergeblich - Chane mußte es an sich genommen haben. Ich vollendete die Bestattung und spendete ihm mein Säckchen mit Erde aus Erez Israel. Und ich bin dafür belohnt worden, denn ich habe Chane mit der Melodie unseres Hochzeitstanzes wiedergefunden."

Auch Herzog Magnus ließ sich berichten, wie es in

Sternberg zugin. Aus allen Richtungen strömten die Menschen zusammen, um des Mirakels teilhaftig zu werden. Nun mußte man gar nicht mehr solche weiten Wege in Kauf nehmen, man hatte das Wunder gewissermaßen in den eigenen vier Wänden. Berichte über Wunderheilungen waren schon in aller Munde. Lahme konnten wieder gehen, Blinde wieder sehen. Der Schweriner Bischof hatte bereits einen Legaten nach Sternberg geschickt, der die Ordnung der Pilgerströme und der Gottesdienste überwachte. Die Augustiner wollten auf herzoglichem Grund und Boden ein Kloster bauen und natürlich nichts dafür bezahlen.

Dem Herzog war es ganz und gar nicht recht, daß der Schweriner Bischof in Sternberg so mächtig wurde. Dafür hatte er die Juden doch nicht entfernt, daß sich nun der Klerus in dem Freiraum ausbreitete. Und der hatte das Volk auf seiner Seite. Auch der Herzog mußte als Pilger nach Sternberg kommen, nicht als Grundherr. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, die Juden zu vertreiben.

Und der Herzog ging als Pilger nach Sternberg. Er hatte Schmerzen und Schwächen genug, um die Wunderkraft des heiligen Blutes in Anspruch zu nehmen, aber es ging ihm mehr um seine Anwesenheit und seine Ansprüche. Er wollte allen deutlich machen, daß dieses Land ihm gehörte, nicht dem Schweriner Bischof. Aber niemand interessierte sich dafür. Auch andere hohe Herren waren nach Sternberg gekommen, und sie entfalteten mehr Glanz und Pracht, als es ihm möglich war, hatten edlere Pferde, mehr Gefolge, konnten wertvollere

Weihgaben in der Kirche aufstellen. Er war nur der Landesherr.

Es machte ihn auch nicht froh, daß seine Schmerzen plötzlich verschwanden, als seien sie weggeblasen. Es fiel ihm nicht einmal sofort auf. Doch seine Bitterkeit blieb nicht nur bestehen, sondern verstärkte sich noch, obgleich er sich wie ein Jüngling bewegen konnte. Sie rächen sich an mir, murmelte er, sie haben mich vergiftet, diese gottlosen Juden.

Als erste machte sich Frau Doortje auf einen neuen Weg. Erschöpft, entkräftet, aber ohne Wahnvorstellungen und Krämpfe schief sie in den Armen ihrer Pilgertochter friedlich ein. Nachdem man sie auf dem Friedhof des Klosterhospitals beerdigt hatte, rüsteten Jakob und Chane zum Aufbruch. Sie wußten noch nicht genau, wo sie sich niederlassen konnten, aber mit dem Geld, das Chane von Doortje geerbt hatte, würde sich schon etwas finden lassen. Jakob störte sich nicht daran, daß Chane stumm war. Ihm sagte sie genug.

Henning Schnytker und Papenkatrin blieben in Tempzin. Schnytker kaufte sich ein kleines Häuschen in der Nähe des Hospitals und ging den Mönchen bei der Krankenpflege zur Hand. Und manchmal nahm er sich der vernachlässigten Bilder und Figuren in der Klosterkirche an und brachte sie zu

neuer Schönheit.

Erzählt wird die Geschichte der flämischen Begine Dorothea van der Gheenst und die der schönen Chane. Dorothea van der Gheenst, Vorsteherin des Beginenklosters in Wismar, macht auf einer Pilgerfahrt nach dem spanischen Santiago de Compostela, vom verbotenen mittelalterlichen Mantelrecht Gebrauch und rettet damit der schönen und liebreizenden Chane das Leben. Weitere handelnde Personen sind der Priester Peter Däne, der aus reiner Habgier den in Sternberg lebenden Juden geweihte Hostien überlässt und dafür, wie die jüdischen Mitangeklagten, vom herzoglichen Gericht zum Tode verurteilt und auf dem Scheiterhaufen vor den Stadttoren verbrannt wird. Der reiche Wismarer Kaufmann Jürgen Krise und der scherisch begabte Maler und Holzschnitzer Henning Schuytber. Die von den beiden Frauen getragene Handlung ist eingebettet in zeitgenössische Frömmigkeitsformen, Magie, soziale Konflikte und Zukunftsvisionen.



ISBN 3-356-00888-9